

Buchbesprechungen

Ressenyes

- *Biblia del segle XIV: Èxode – Levític*. Transcripció a cura de Jaume Riera i Sans; Aparats crítics, notes i glossari a cura de Pere Casanellas i Bassols; Estudi introductor i d'Armand Puig i Tàrrach. Barcelona: Associació Bíblica de Catalunya / Publicacions de l'Abadia de Montserrat, 2004 (Corpus Biblicum Catalanicum; 3). ISBN 84-8415-642-7. CXL + 2 x 248 S.

Die Bibelübersetzung ins Katalanische kann auf eine sehr lange Tradition zurückblicken, die bereits im 14. Jahrhundert einsetzt und in die zahlreichen, z.T. groß angelegten Übersetzungsinitiativen des 20. und 21. Jahrhunderts mündet, so etwa zuletzt die Übersetzung der Evangelien von Joan F. Mira, die wir in *ZfK* 19 (2006) näher untersucht haben.

Ziel des 1997 gegründeten *Corpus Biblicum Catalanicum*, dessen ersten erschienenen Band es hier vorzustellen gilt, ist die Edition der katalanischen Bibelübersetzungen vom 14. bis ins 19. Jahrhundert. Die Bücher Exodus und Levitikus eröffnen die Reihe der Bücher der sog. «Bibel des 14. Jahrhunderts», die auf insgesamt 20 Bände angelegt ist; das erste Buch des Pentateuch, Genesis, soll zusammen mit einer allgemeinen Einleitung zu dieser ersten vollständigen Bibelübersetzung ins Katalanische erst mit Abschluss der Publikation derselben vorgelegt werden.

Die Grundlage für die Edition von Ex und Lev bilden drei Handschriften aus dem 15. Jahrhundert, die von Jaume Riera vollständig transkribiert und dem lateinischen Text der Vulgata spaltenweise gegenübergestellt wurden: die Hs. Peiresc = Paris, BNF, esp. 2, 3, u. 4 (die als einzige den vollständigen Bibeltext der Übersetzung des 14. Jahrhunderts bietet); die Hs. Egerton = London, British Library, Egerton 1526 (mit der Übersetzung des 14. Jahrhunderts für Lev 2,2–18,2; für Ex sowie den Anfang und das Ende von Lev bietet diese Hs. einen alternativen Text aus dem 15. Jahrhundert, die sog. «Unvollständige Bibel des 15. Jahrhunderts»); sowie die Hs. Colbert = Paris, BNF, esp. 5.

Jede der drei Spalten der katalanischen Bibel verfügt über einen kritischen Apparat (zur Kennzeichnung von editorischen Korrekturen im Text) sowie über einen Anmerkungsapparat, die von Pere Casanellas angefertigt wurden. Der lateinische Text der Vulgata verfügt ebenfalls über zwei von Casanellas angefertigte Apparate, deren erster Varianten aus der Stuttgarter Standardedition der Vulgata verzeichnet, während der zweite eine Reihe von Lesarten bietet, die charakteristisch sind für den Vulgata-Text, wie er in der katalanisch-aragonesischen Krone zirkulierte (nämlich die sog. katalanisch-okzitanische Vulgata aus Montpellier sowie Mischformen dieser autochthonen Vulgata mit Pariser Einfluss, wie etwa die Bibel aus der Benediktinerabtei von Sant Feliu de Guíxols und – noch deutlicher – jene aus Vic und Tarragona).

Die gründliche Transkription und textkritische Arbeit von Riera und Casanellas erlauben nicht nur einen Vergleich der drei katalanischen Basismanuskripte, sondern geben auch Einblicke in die wichtige Frage nach dem Verhältnis der katalanischen Bibel zum lateinischen Text. Diesem Verhältnis geht – neben anderen Fragen – Armand Puig in seiner hervorragenden Einleitung nach. Dabei zeigt Puig, der gemeinsam mit Casanellas das *Corpus Biblicum Catalanicum* leitet, dass bei aller Ähnlichkeit zwischen dem katalanischen Text und dem lateinischen Text der katalanisch-okzitanischen Vulgata sowie den Mischformen aus der Region mit Pariser Einfluss keine eindeutige Filiation auszumachen ist. Der Tendenz nach scheint die katalanische Übersetzung des 14. Jahrhunderts den Mischformen näher zu stehen als der katalanisch-okzitanischen Vulgata in ihrer Reinform, während für die unvollständige Übersetzung des 15. Jahrhunderts gerade das Gegenteil gilt.

Komplexer noch wird dieses Panorama dadurch, dass – wie Puig detailliert zeigt – in die Übersetzung des 14. Jahrhunderts deutliche Einflüsse aus der jüdischen Exegese eingegangen sind (das ausgezeichnete Glossar und die Anmerkungsapparate bieten hierzu weitere wertvolle Hinweise). Diese Einflüsse, so Puig, könnten ein Grund für die alternative, unvollständige Übersetzung des 15. Jahrhunderts aus der Hs. Egerton gewesen sein, die sich – in Kenntnis der Vorläuferübersetzung – um größere Wörtlichkeit und Texttreue bemüht und dabei Anklänge an die jüdische Tradition vermeidet.

Nicht angesprochen wird in der Einleitung das Verhältnis der hier edierten Bücher zur französischen Bibel des 13. Jahrhunderts sowie zur okzitanischen Bibel, die nachweislich auf weite Teile – wenn auch wohl gerade nicht auf Ex und Lev – der katalanischen Bibel des 14. Jahrhun-

derts gewirkt haben. Dieser Frage wird gewiss in der Generaleinleitung nachzugehen sein, der u.a. die Aufgabe zukommen wird, das sich bereits jetzt abzeichnende äußerst komplexe Verhältnis der verschiedenen Textschichten dieses Korpus zu klären.

Mit dem ersten Band des *Corpus Biblicum Catalanicum* ist – so kann zusammenfassend konstatiert werden – ein hoher, um nicht zu sagen: der höchste wissenschaftliche Standard für dieses Projekt gesetzt, dem wir die personelle und finanzielle Kontinuität wünschen, die unabdingbar sind, um eine kulturell so bedeutende und wissenschaftlich so viel versprechende Initiative zum sicheren Erfolg zu führen. ■

■ Alexander Fidora, ICREA, Universitat Autònoma de Barcelona, Departament de Ciències de l'Antiguitat i de l'Edat Mitjana, E-08193 Bellaterra, <alexander.fidora@uab.cat>.

■ Francesc Eiximenis, O.F.M.: *Dotzè llibre del crestià*. Primera part, volum primer. Edició de Xavier Renedo, coordinació de Sadurní Martí (amb la col·laboració d'Enric Bassegoda, Miriam Cabré, Montserrat Galí, Jorge García López, Daniel Genís, David Guixeras, Eva Izquierdo, Jordi Lorca, Rafael Ramos Nogales, Francisco J. Rodríguez Risquete, Raquel Rojas i Jaume Torró). Girona: Universitat de Girona / Diputació de Girona, 2005 (Obres de Francesc Eiximenis; 1). Dedicat a Martí de Riquer. ISBN 84-8458-237-X. 621 S.

Die deutsche Lullistik kann sich sehen lassen, aber Beiträge zur Forschung über Francesc Eiximenis in deutscher Sprache sind nirgends zu finden. 1893 erwähnte Otto Denk diesen Franziskaner fünf Mal in seiner *Einführung in die Geschichte der altkatalanischen Literatur*. In Groebers *Grundriss der romanischen Philologie* von 1897 schrieb Morel-Fatio drei schwache Seiten über ihn (geboren in Girona um 1330, *floruit* in València 1383–1408, starb 1409). Die erste wertbeständige Arbeit in deutscher Sprache über Eiximenis datiert von 1938: in der franziskanischen Serie *Wissenschaft und Weisheit* 5, S. 73–94, erschien unter dem Titel “*Die ethischen und sozialen Ideen des katalanischen Franziskaners Eiximenis*” eine übersetzte Kurzfassung des Artikels “*Francesc Eximenis, ses idees politiques et sociales*” von Jean Henri Probst aus der *Revue Hispanique* 39, 1917, S. 1–82. Probst (aus Cannes?) promovierte 1912 (in Madrid?) mit seiner Transkription und Studie einer Handschrift aus München: “*Le mystique de Ramon Lull et l'Art de contemplació*;

étude philosophique“, 1914 von Aschendorff gedruckt. Über Probsts Leben, und seine Beziehungen zu Deutschland, konnte ich leider nichts ausfindig machen. Sein Interesse an Eiximenis ist vermutlich von Massó i Torrents geweckt worden – Probst nennt ihn “notre ami” (1917, S. 9) –, vom ersten Sekretär der Bibliothek des 1907 gegründeten *Institut d’Estudis Catalans*, der in jenen Jahren an einem detaillierten Inventar aller Eiximenis-Handschriften arbeitete (erschien 1910; nachdruckt im ersten Band der *Estudis sobre Francesc Eiximenis*, herausgegeben vom Col·legi Universitari von Girona, 1991, S. 41–172). Probst war vermutlich der erste, der in der neugegründeten Biblioteca Nacional de Catalunya mit dem frisch angeschafften Inkunabeldruck von 1484 der ersten Hälfte des *Dotzè del Cristà* arbeiten konnte. Dieser meisterhafte Druck von “Lambert Palmart, alamaný” aus València ist in etwa zehn gut lesbaren Kopien relativ leicht zugänglich, was Forschern und Doktoranden aus Fächern wie Theologie, Philosophie oder Staatskunde, die es schwer gehabt hätten, mit mittelalterlichen Handschriften umzugehen, das Sammeln wertvoller Daten für ihre Arbeiten erleichterte. Wäre schon früh ein Faksimile dieses prächtigen Druckes verbreitet worden, wäre Eiximenis heute in ganz Europa berühmt, ähnlich wie die achtbändige *Editio maguntina* von 1721–1742, mit lateinischen Werken Ramon Llulls, der Lullistik grossen Aufschwung gegeben hatte. Die Sprache des Eiximenis ist auch für Nicht-Katalanisten gut zugänglich, und auch Nicht-Romanisten hätten im Faksimile des *Dotzè del Cristà* Entdeckungen machen können, welche sie die Schlussfolgerungen von Probst auch in ihren eigenen Forschungsgebieten hätten bestätigen lassen. Zum Beispiel: “Die Enzyklopädie des *Crestià*... enthält im wesentlichen das gesamte theologische, philosophische und soziale Wissen seiner Zeit. Mit höchster Weisheit und ungewöhnlicher Klarheit hat [Eiximenis] diese Wissenszweige erklärt und angewandt” (1938, S. 73); “Man hat [Eiximenis] die Originalität absprechen wollen, weil er nichts behauptet, ohne diese Behauptungen durch Beispiele zu erläutern und mit Zitaten der besten profanen und kirchlichen Schriftsteller zu bekräftigen” (und, vor allem, aus der Bibel, vergass Probst zu erwähnen); “Seine Lehren waren seiner Zeit oft voraus [...] Die Tiefe und der lebensnahe Realismus dieser Lehren stammen aus der Erfahrung [...] Der *Crestià* ist ein getreuer Spiegel des mittelalterlichen [...] Lebens und eine schriftstellerische Offenbarung des anziehenden und starken Charakters des Eiximenis” (S. 93s).

Aber Massó i Torrents Vorarbeiten für eine ‘nationale’ Ausgabe der Werke des Eiximenis blieben liegen. Die Regierung des neuaufliebenden Kataloniens fand es wichtiger, die Publikation ihrer vier mittelalterlichen

Landeschroniken zu finanzieren. Der Verleger Josep Maria de Casacuberta druckte dann in der Reihe “Els Nostres Clàssics” eine Anthologie von *Contes i faules* des Eiximenis (Barcelona, 1925, Hg. Marçal Olivar) und zwei seiner kürzeren Werke: das *Regiment de la cosa pública* (1927, Hg. Daniel de Molins de Rei, OFMCap; später als dritter Teil des *Dotzè* wiederverwertet) und die *Doctrina compendiosa* (1929, Hg. Martí de Barcelona, OFMCap). Diese eindruckliche Beschreibung einer Diskussion über Berufsethik zwischen einem Mönch und den sieben Stadträten von València wurde nicht von Eiximenis selbst verfasst, sondern vermutlich von Ramon Soler, dem offiziellen Advokaten der Stadt (siehe meine Ausgabe, València: Denes, 2006). In der grossformatigen Serie der ENC erschienen dann zwischen 1929 und 1932 drei prächtige Bände mit den ersten 352 Kapitel des *Terç del Crestià* (total 1060 Kapitel, über die sieben Hauptsünden). Die Herausgeber waren drei Kapuzinermönche, die wohl diese Ausgabe fertiggestellt hätten – sie versprachen alle Anmerkungen im letzten Band (also etwa Band 11) zu drucken! –, wenn sie nicht im Bürgerkrieg ermordet worden wären. Es dauerte bis 1957, bis Casacuberta wieder einen Text von ‘Eiximenis’ druckte: den kurzen Katechismus *Cercapou* (Hg. G. Sansone; von Eiximenis stammt darin nur die überschwängliche Beschreibung des Paradieses, kopiert aus dem *Llibre de les dones*). Die Arbeit an den grossen Texten wurde dann ausserhalb Kataloniens aufgenommen, in der Form von Dissertationen. Zuerst die eines Schülers des an der Universität von Chicago exilierten Lexikographen Joan Coromines: Frank Naccarato, Transkription des ganzen *Llibre de les dones* (396 Kapitel, Diss. 1969; von mir als Buch fertiggestellt, gedruckt von Curial Edicions Catalanes, Barcelona, 1981); später drei Dissertationen von Schülern eines ehemaligen Doktoranden von Coromines, Joseph Gulsoy, nach seiner Berufung an die Universität von Toronto: 1. Fortsetzung des *Terç del Crestià* der Kapuziner bis Kap. 390 (Jorge Gracia, Diss. 1971, als Büchlein gedruckt von Curial, Barcelona, 1977); 2. die ersten hundert Kapitel der zweiten Hälfte des *Dotzè del Crestià* (Jill Webster, Diss. 1969. Die restlichen 363 Kapitel wurden dann von einer Arbeitsgruppe unter meiner Leitung kopiert und von der *ad hoc* gegründeten *Comissió Editora de les Obres de Francesc Eiximenis* am Col·legi Universitari de Girona als Band 3 und 4 der ‘gesammelten Werke’ 1986–1987 herausgegeben); 3. Kap. 1–68 der ersten Hälfte des *Dotzè del Crestià* (Donna Rogers, Diss. 1987. Die restlichen Kapitel sind wiederum von meinem Team kopiert worden, ich übergab dann aber alle Materialien unbearbeitet der *Comissió Editora de les OFE*, die zum Schluss kam, dass die

Doktorandin und das Team die falsche Handschrift kopiert haben, was den Druck der ersten Hälfte des *Dotzè* bis 2005 und 2009 verzögerte).

Inzwischen sind auch in Katalonien Texte des Eiximenis als Dissertationen bearbeitet worden. Leider sind die ersten zwei nur als unauffindbare Mikrofiches ‘publiziert’ worden: Sergi Gascon, *Edició crítica del “Llibre dels àngels”* (Barcelona: Universitat Autònoma, 1993), und Montserrat Martínez Checa, lateinisches Original und moderne spanische Übersetzung des *Pastorale* (Barcelona: Universitat Autònoma, 1995). Die Universität Girona entwickelt sich nun zu einem Zentrum für Eiximenis-Forschung – hoffentlich dem Beispiel des Raimundus-Lullus-Instituts der Universität Freiburg folgend – und Prof. Xavier Renedo, der mit einer Dissertation zum Traktat über die *Luxuria* im *Terç del Cristià* promovierte, betreut Doktoranden, die verschiedene Teile aus der ersten Hälfte des *Dotzè* bearbeiten oder aber den *Primer del Cristià* oder, erneut, das *Llibre dels àngels*, auch in mittelalterlichen Übersetzungen (Sadurni Martí; Abdruck des vierten Teils, über *Angels e demonis*, Barcelona, 2003; meine Ausgabe des fünften Teils, *De sant Miquel arcàngel*: Barcelona, 1983). Renedo hat zusammen mit Doktoranden auch zwei Anthologien besorgt: *Francesc Eiximenis, Prosa* (Barcelona, 1993) und *Francesc Eiximenis, Llibres, mestres i sermons* (Barcelona, 2005).

Die wichtigste Aufgabe Prof. Renedos aber ist nun die Edition der *Obres de Francesc Eiximenis*, dessen Band 1, *Dotzè del Crestià* I.1, im Jahre 2006 erschienen ist (datiert 2005). Band 3 und 4 der *Obres*, die zweite Hälfte des *Dotzè*, sind, wie erwähnt, schon 1986–1987 erschienen, nummeriert II.1 und II.2, in der letzten Etappe betreut von Prof. Lola Badia. Wie gesagt, war es viel einfacher, die zweite Hälfte des *Dotzè* herauszugeben, da diese in nur einer Handschrift erhalten ist. Die erste Hälfte aber findet sich in drei Handschriften (eine vierte ist 1932 verloren gegangen) und in Palmarts Druck von 1484. Auf Seiten IX bis XIV der *Introducció* der neuen Ausgabe werden diese vier *testimonia* beschrieben, und der ausführliche, aber bestens lesbare kritische Apparat verzeichnet alle Abweichungen von der abgedruckten Basishandschrift. Im längsten Teil des Vorwortes, S. XVII–XXXIV, werden die acht Teile des ganzen *Dotzè* resümiert. Eiximenis hat die ersten sieben davon am Anfang des Buches wie folgt beschrieben (von mir hier gekürzt):

- 1) Per què comunitats e ciutats foren edificades.
- 2) Què és ciutat, ne què requer de present.
- 3) Què és cosa pública (e què-s) pertany a ella.
- 4) Què és regiment e senyoria (dels inicis fins avui).

- 5) Quins e quals deuen ésser los senyors del món e lurs officials.
- 6) Quins e quals deuen ésser els estaments súbdits (col·ligació natural).
- 7) (Dels estaments) ajustats segons col·ligació legal e de fortuna.
- 8) (In keinem Text beschrieben; der achte Teil war aber gewiss auch schon von Anfang an geplant, denn die Themen von Teilen 7 und 8 basieren auf Teilen 2 und 3 in Eiximenis' Hauptquelle, dem *Communiolum* von Johannes Galensis. Die beiden Franziskaner erklären hier den Fürsten alles, was sie wissen sollten über traditionelle menschliche Beziehungen unter Verwandten, Freunden und Nachbarn, oder, im Teil 8, in schriftlich geregelten Kontakten mit Nicht-Christen, Ordensleuten, Verheirateten, Ledigen, Soldaten, Reichen und Armen, usw.).

Der *Dotzè* ist als Ganzes geplant worden, zirkulierte aber immer in zwei Bänden. Band 1 konnte schon 1386 an Alfons von Villena, Grafen von Denia (und potenzieller Tronfolger), geschickt werden, und Eiximenis hat sicher sogleich mit der zweiten Hälfte weitergemacht. Aber im Juli 1392 schreibt er in einem Brief an Prinz Martin, er plane, das Buch über “lo regiment reyal” fertigzustellen, und bittet ihn, sich eine Kopie des Buches über “de cavaleria e bon regiment de la cosa pública” anzuschaffen. Wir sehen hier, dass die zweite Hälfte des *Dotzè* um 1392 nahezu abgeschlossen war, aber noch nicht ‘veröffentlicht’ – wegen Mangels eines Mäzenen? –, und dass Eiximenis den ersten Band des *Dotzè* für Beamte von Städten schrieb (verantwortlich auch für deren militärische Verteidigung, der unser Mönch die Kapitel 213 bis 337 widmet) und den zweiten Band für Könige und Staatsbeamte: ein echter Fürstenspiegel.

Wir haben oben das Urteil von Jean Henri Probst über den *Dotzè* zitiert. Die Leser dieser neuen Ausgabe können sich nun ihre eigene Meinung bilden. Nichts an diesem Band wird sie stören. Sogar der kritische Apparat – Seiten 455–619! – ist musterhaft. Er sollte allerdings noch philologisch ausgewertet werden, denn er zeigt gut, wie die Kopisten die Sprache des Autoren modernisierten (oder dessen Archaismen nicht verstanden; wie zum Beispiel im Kap. 165, “escusir e veure”, vom Autor hier selbst glossiert, Handschriften B und C “escullir”, Inkunabel “escutir”). Anmerkungen sind für keinen Band der OFE geplant, aber Band 2, der zum 600. Todestages des Eiximenis im Jahre 2009 erscheinen wird, wird Indices der Eigennamen, Themen sowie biblischer und juristischer Zitate für beide Bände bringen (hoffentlich elektronisch mit den Indices der Bände 3 und 4 fusionierbar). Druckfehler habe ich keine gefunden (ausser

im Apparat: *vaccat* statt *vacat* in der Bedeutung ‘Lücke in der Handschrift’; Lateinisch als Metasprache in einem *apparatus criticus* ist nun wirklich ein alter Zopf!). Die Arbeitsgruppe an der Universität Girona hat unser Lob und Dank verdient. Dieser Band, und die ganze Reihe der *Obres de Francesc Eiximenis*, können bestens empfohlen werden und sollten in keiner Bibliothek von Universitäten und romanischen Seminaren fehlen. ■

■ Curt Wittlin, Camí de Parellades, 22, E-43529 Raval de Crist,
<curt.wittlin@hotmail.com>.

■ Alexandra Guzmán Almagro: *La tradició de l'epigrafia romana al Renaixement. Patrimoni bibliogràfic català*. Barcelona: Publicacions de l'Abadia de Montserrat, 2008 (Textos i Estudis de Cultura Catalana; 130), ISBN 978-84-8415-980-3. 95 S.

Vor 150 Jahren, im Jahre 1858, wird Theodor Mommsen zum ordentlichen Mitglied der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin gewählt. In seiner Antrittsrede legt er seine wissenschaftstheoretische Konzeption am Beispiel des von ihm initiierten und organisierten *Corpus Inscriptionum Latinarum* dar: um zur „Grundlegung der historischen Wissenschaft“ beizutragen, sei eine Ordnung der „Archive der Vergangenheit“ vonnöten. Diese erfordere die Sammlung sämtlicher lateinischer Inschriften, eine Forderung, die Mommsen bereits 1847 gestellt und der die Akademie nach einem „Siebenjährigen Krieg“ 1854 nachgegeben hatte. Die Vorgehensweise hatte er in seinem Antrag seinerzeit wie folgt skizziert: zunächst solle man das Material aus der Literatur zusammenstellen und dann die „Hauptfundörter“ persönlich besuchen, schließlich sei „alle Kritik ohne Zurückgehen auf die letzten Quellen Stückwerk“. Diese Reisen dienten also nicht der „Entdeckung“, sondern dem Sammeln, Sichten und Kontrollieren von schon bekanntem epigraphischem Material. Zudem seien eindeutige und überprüfbare Kriterien zu entwickeln, um das Echte vom Falschen zu scheiden und sollte allein die aus der Autopsie gewonnene Erfahrung im Umgang mit Inschriften „maßgebend für die Kritik“ sein. Die Anordnung des Materials im Corpus habe nach geographischen und inhaltlichen Gesichtspunkten zu erfolgen. Nun, im Jahre 1858, kann Mommsen Emil Hübner mit der Erstellung des Corpus für die Iberische Halbinsel beauftragen; endlich hat er einen „Reisemann“ gefunden. Es sollten jedoch noch zwei Jahre vergehen, ehe Hübner am 1. Februar 1860

schließlich aufbricht; zu den aufwendigen Vorbereitungen hatte auch die geforderte Auswertung der Überlieferung aus der frühen Neuzeit gehört. Altertumswissenschaftler wie Hübner, die Mitte des 19. Jahrhunderts aus ihrem positivistischen Wissenschaftsverständnis heraus mit beispiellosem Aufwand das Quellenmaterial der römischen Antike ordneten, nutzten Manuskripte aus dem 15., 16. und 17. Jahrhundert, „schlachteten“ sie auf der Suche nach Inschriften für das Corpus sprichwörtlich aus – nach dem Grund und Kontext ihrer Entstehung fragten sie jedoch nicht, konstatiert Alexandra Guzmán Almagro. Warum schrieb man in diesen Jahrhunderten Inschriften ab und zu welchem Zweck?

Die Klassische Philologin, die an der Universitat Internacional de Catalunya Latein und „Cultura Clàssica“ lehrt und durch diverse Publikationen auf dem Gebiet der – im weitesten Sinne – „Antikerezeption“ in der frühen Neuzeit ausgewiesen ist, stellt sich in dem hier anzuzeigenden Bändchen einer zweifachen Aufgabe: nach einem kurzen historischen Überblick einleitenden Charakters möchte sie zum einen „un inventari del patrimoni bibliogràfic català de contingut epigràfic“ (S. 35) vorlegen. Daher bietet sie im ersten Teil eine Auflistung dieser Schriften, die in den folgenden Archiven und Bibliotheken Kataloniens aufbewahrt werden: Arxiu Capitular de Girona, Arxiu de la Corona d’Aragó (Barcelona), Arxiu Històric de la Ciutat (Barcelona), Biblioteca de Catalunya (Barcelona), Biblioteca Universitària de Barcelona, Arxiu Capitular de Barcelona, Arxiu Capitular de Tortosa, Arxiu Comarcal de Valls, Biblioteca de la Universitat Autònoma de Barcelona, Biblioteca del Monestir de Montserrat, Biblioteca del Museu Episcopal de Vic, Biblioteca Provincial de Tarragona. Guzmán Almagro nennt jeweils Autor und Titel und stellt das Manuskript kurz vor; bibliographische Hinweise schließen die Präsentation ab (S. 17–33).

Im zweiten Teil (S. 35–85) zeigt sie exemplarisch, wie sich Antworten auf die oben aufgeworfenen Fragen erarbeiten lassen. Ihr Beispiel ist der Codex eines Anonymus aus dem 16. Jahrhundert, der sich als Ms. BUB 99 im Besitz der Biblioteca Universitària de Barcelona befindet. Er trägt den Titel *Epigrammata sepulchrorum et antiquitatum quae in depositis inveniuntur usque ad annum 1541*, welcher im folgenden noch zweimal spezifiziert wird; so heißt es zunächst: *Hec [sic] epigrammata antiqua inveniuntur in sepulcris urbis Romae*, und dann: *Romae inscriptiones sepulcrales*. Der Codex umfasst drei Teile, von denen der erste Grabinschriften aus den Jahren zwischen 1403 und 1541 aus verschiedenen Kirchen in Rom beinhaltet. Der zweite Teil bietet eine Sammlung antiker römischer Grabinschriften, die sich zwischen den „modernen“ befunden hätten, und der dritte offeriert unter dem Titel

Varia u.a. Epigramme und Sentenzen. Die Sprache des Codex ist Latein; der Text weist kaum Annotationen des Kopisten auf. Es fällt auf, dass von den rund 300 Grabinschriften aus den Kirchen Roms ein Großteil Persönlichkeiten gewidmet ist, die zur Krone von Aragón in Verbindung standen. Zudem handelt es sich bei zweien der Kirchen, aus denen die Inschriften stammen, um bedeutende Zentren der spanischen Gemeinde: Santa María de Montserrat und San Pietro in Montorio. Hübner war seinerzeit davon ausgegangen, dass es sich um das Werk eines Antonius Augustinus aus dem 16. Jahrhundert handelt, und Guzmán Almagro bestätigt diese Annahme im folgenden: hinter dem Anonymus verbirgt sich Antoni Agustí i Albanell (1517–1586), Bischof von Lleida und Erzbischof von Tarragona. Dieser befand sich nicht nur zu dem fraglichen Zeitraum in Rom, sondern auch in einem Nahverhältnis zur Krone von Aragón. Vielleicht erstellte er dieses Verzeichnis wie so viele Kleriker in seiner Zeit, um auf die Anzahl berühmter Persönlichkeiten verweisen zu können, die in „den“ spanischen Kirchen im Zentrum der Christenheit bestattet waren. Der Bestimmung des Autors folgt die Wiedergabe der Inschriften, und zwar in der Reihenfolge, in der sie auch im Manuskript angeordnet sind und in Zusammenschau mit dem Corpus von Vincenzo Forcella. Auch in diesem Fall folgt die Auflistung einem Schema: Guzmán Almagro führt zunächst Editionen, dann katalanische Manuskripte an, in denen die jeweilige Inschrift ebenfalls verzeichnet ist; es folgen ein kritischer Apparat und schließlich ein Kommentar. Eine knappe Zusammenfassung und Bibliographie beschließen das Bändchen, das inhaltlich also dem eigenen Anspruch durchaus gerecht werden kann. Zwar sind die beispielhafte Analyse und ihr Resultat keinesfalls originell, sondern verweisen – gerade in ihrer Bestätigung der These Hübners – auf die Mitte des 19. Jahrhunderts zurück, aber diese Tatsache lässt Guzman Almagros Publikation in Gänze nicht weniger nützlich sein. ■

- Sabine Panzram, Universität Hamburg, Historisches Seminar, Arbeitsbereich Alte Geschichte, Von-Melle-Park 6 / VIII, D-20146 Hamburg, <Sabine.Panzram@uni-hamburg.de>.

- Stewart King: *Escribir la catalanidad. Lengua e identidades culturales en la narrativa contemporánea de Cataluña*. Woodbridge: Tàmesis, 2005 (Tàmesis Serie A: Monografías; 216). ISBN 1-85566-116-0. 194 pàgs.

Amb la seva monografia *Escribir la catalanidad: Lengua e identidades culturales en la narrativa contemporánea de Cataluña*, l'hispanista australià Stewart King proposa una aproximació al tema de la identitat catalana —un tema que és “abierto, heterogéneo y causa de un acalorado debate” (p. 39)— des de la perspectiva dels estudis postcoloniais i multiculturals. Seguint les reflexions de Schulze-Engler sobre les literatures de l'Àfrica de l'est, el seu objectiu és anar més enllà de la territorialització acostumada de la literatura catalana com un bloc oposat al domini cultural castellà, per a superar un discurs que repeteix “una continua relación asimétrica con la cultura y la literatura metropolitanas” (p. 7). En lloc d'això, vol cridar l'atenció sobre la diversitat interior de la cultura i identitat catalanes, i sobretot revalorar les aportacions dels escriptors catalans que s'expressen en llengua castellana: “En lugar de excluir lo que los escritores catalanes de expresión castellana han aportado a la nación imaginaria [en el sentit del Benedict Anderson], en este estudio proponemos explorar cómo se ha negociado un sentido de identidad cultural catalana en la narrativa ‘catalana’ escrita tanto en castellano como en catalán desde la Renaixença hasta la actualidad” (p. 7). La definició del seu *corpus* de texts es basa en un criteri més aviat administratiu i temàtic: “Nos limitaremos a estudiar la obra de los escritores que radican en las cuatro provincias catalanas —Barcelona, Gerona, Lérida y Tarragona— y cuya obra se sitúa en ellas” (p. 7).

Després d'aquestes precisions, King procedeix a una curiosa contextualització cultural del discurs d'identitat català (“Construir la identidad: de la Renaixença en adelante”, pp. 8–40). Subratlla els arrels romàntics, sobretot herderians, que nodreixen la vinculació estreta entre la terra, la història i la llengua, els tres mites fonamentals de la Renaixença, que es trobaran també al centre del discurs de reivindicació nacional durant el segle XX. A King li interessa explicar les raons d'ésser d'aquest discurs; al mateix temps, però, disconstrueix l'aparença natural que l'equiparació entre poble, cultura i llengua presenta amb el temps i busca les veus que no s'hi adapten, com la del Víctor Balaguer que defensa la possibilitat d'articular la catalanitat en castellà. A continuació, discuteix les propostes de sentit que ofereix l'escriptura literària en castellà: canvien segons l'articulació dels seus elements, la situació històrica i, naturalment, la perspectiva de l'observador (“El ‘greu

problema d'identitat': escribir en castellano en Cataluña", pp. 41–67). Es troben, doncs, manifestacions de la colonialització interna –King cita com exemples texts del José María Gironella i l'Ignacio Augustí–, però hi ha també discursos diferents, molt més subtils. Així, Manuel Vázquez Montalbán es serveix en la seva sèrie d'en Pepe Carvalho d'un castellà perifèric que reintrodueix les diferències culturals, i el Juan Goytisolo en *Recuento* fa veure la construcció del discurs imperialista castellà, sense amagar les contradiccions internes de la societat catalana. D'aquesta manera, i “aunque sea verdad que se impuso el castellano a nivel oficial en Cataluña como parte de una misión cultural colonizadora, los escritores ‘castellanos’ de Cataluña invirtieron y siguen invirtiendo este proceso, llevando la lengua y la cultura de la periferia al centro y, al hacerlo, contestan al mito de la integridad española y lo subvierten en la lengua que es la base de este mismo mito, el castellano” (p. 67). Una vegada assentada aquesta relació ambigua del discurs literari en castellà, tant vist des de l'interior com des de l'exterior de Catalunya, King procedeix a analitzar les contradiccions i tensions interiors de la cultura catalana. Dedicava un capítol a la (auto)traducció al castellà, sense oblidar que aquesta es mou sempre “dentro de un contexto en el que existen relaciones de poder asimétricas, como es el caso entre las culturas ‘catalana’ y ‘española’” (p. 68). Les diferents estratègies per a traduir, per a traslladar la cultura catalana a la cultura castellana emprades pels autors i traductors (bàsicament, privilegiar la llengua de sortida, subratllant l'alteritat, o bé la llengua d'arribada, esborrant les diferències culturals) s'assemblen a les estratègies que fan servir els escriptors catalans d'expressió castellana. Aquestes reflexions porten a examinar un altre terreny de negociació plurilingüe d'identitats, és a dir, la immigració i el seu impacte sobre la societat i la literatura catalanes (“El tema delicat': inmigración y literatura”, pp. 86–110). King llegeix els texts literaris que s'ocupen de la immigració (sobretot *Els altres catalans* del Francisco Candel i *El relloige del pont d'Esplugues* de l'Ignasi Riera) com símptomes de la dificultat per a desenvolupar models de catalanitat que facin justícia a una realitat cultural canviant i que s'orientin més cap al present i al futur que no pas al passat. D'aquesta forma, la presència del personatge de l'immigrant castellanoparlant pot portar a qüestionar “los mitos y las señas que integran la identidad tradicional catalana” (p. 111). El mateix procés d'integració cultural i lingüística revela el caràcter de representació performativa que té (també) la catalanitat, com explica King inspirat en les idees de Judith Butler (“La desmitificació cultural: los casos de Juan Marsé y Montserrat Roig”, pp. 111–130). El capítol següent, “‘Entre el deseo y la realidad’: identidad y

narrativas históricas” (pp. 131–155), estudia un discurs complementari, que visita el passat. La narrativa històrica moltes vegades gira entorn de les derrotes que puntuen el desenvolupament de la societat catalana. Proveeix un comentari polític indirecte sobre la situació actual de Catalunya que reforça la reivindicació identitària: la narració de Catalunya encara no ha arribat al desenllaç que el seu començament medieval sembla prometre. Per concloure, King reivindica un altre cop la necessitat d’una noció de “literatura catalana” que no es basi en el criteri lingüístic, però en “términos culturales” (“Hacia una redefinición de la literatura y la identidad catalanas”, pp. 156–166); això “implica ir más allá del viejo binarismo Cataluña-España, el catalán y el castellano, y significa reconocer la existencia de una gama de diferencias culturales, sociales, sexuales, etc. dentro de la misma catalanidad” (p. 165). Evidentment, aquest procés qüestiona també el concepte de literatura espanyola: caldria adaptar-lo de debò a la pluralitat cultural.

King explora una perspectiva metodològica enriquidora, molt pertinent per a rastrejar les línies de poder multidireccionals que recorren les cultures i les seves pràctiques simbòliques. Les lectures que fa presten suport a la seva argumentació general.¹ Té l’avantatge de la mirada distanciada, des de fora, que li permet tocar amb serenitat temes delicats que solen despertar polèmiques i passions fortes, puix que es troben al centre de l’autopercepció dels participants catalans i espanyols (paraules claus: l’actitud victimista, la integració dels immigrants, el bilingüisme). Aquesta distància, però, té també un preu: de vegades, la recensora té la impressió que l’hispanista australià no s’endinsa en alguns aspectes importants dels problemes plantejats; així, gairebé no parla de les forces econòmiques que regeixen el mercat de la literatura i que influeixen les decisions que prenen els autors, p. ex. si canvien de llengua per poder presentar-se a un premi de gran visibilitat. També al final, quan King introdueix de sobte les idees del Foro Babel, que sembla abraçar, seria important donar més informacions sobre els interessos d’aquest grup i fer un anàlisi més detallat de la polèmica al·ludida: què significa p. ex. en el context de la lluita per la identitat catalana el lloc de publicació dels manifestes del Foro Babel, *El País*?

Escribir la catalanidad és el resultat d’un esforç molt seriós per qüestionar la territorialització de les literatures. En lloc de països literaris amb fronte-

1 És molt interessant complementar les seves observacions amb alguns estudis del volum editat per Pilar Arnau i Segarra, Pere Joan i Tous, Manfred Tietz (ed.), *Escribir entre dos lenguas. Escritores catalanes y la elección de la lengua literaria / Escriure entre dues llengües. Escriptors catalans i l’elecció de la llengua literària*, Kassel: Edition Reichenberger, 2002.

res relativament ben dibuixades, presenta un model que s'assembla, com la poesia, més aviat a un sistema de miralls giratoris. Hi ha, però, uns quants residus que indiquen la dificultat de canviar de sistema d'orientació. Són les cometes que apareixen quan es parla de narrativa 'catalana' o literatura 'castellana' i es noten en la formulació prudent del subtítol del llibre ("lengua e identidades culturales en la narrativa contemporánea de Cataluña"). I fins i tot, el mateix autor parteix d'una reterritorialització per definir el *corpus* estudiat, al excloure d'entrada texts de les Illes i de València. Cert, es tracta d'una necessitat pràctica, però caldria analitzar-ne les implicacions i conseqüències. ■

■ Henriette Partzsch, University of St Andrews, School of Modern Languages, Buchanan Building, Union Street, GB-St Andrews, Fife, Scotland KY16 9PH, <hamp2@st-andrews.ac.uk>.

■ Axel Sanjosé (Hg.): *Vier nach. Katalanische Lyrik nach der Avantgarde. Enric Casasses, Eduard Escoffet, Arnau Pons, Víctor Sunyol*. München: Lyrik Kabinett, 2007. ISBN 978-3-938776-09-4. 112 S.

Die aktuelle experimentelle Lyrik ist für das Katalanische wie für andere Sprachen aus gutem Grund nicht das bevorzugte Objekt der Übersetzer, denn hoch sind die Hürden, vor die sich der Sprachmittler gestellt sieht. Um so mehr ist es zu begrüßen, dass Axel Sanjosé es in dem von ihm edierten Band *Vier nach. Katalanische Lyrik nach der Avantgarde* unternimmt, sich dieser Herausforderung zu stellen und Gedichte von vier aktuellen katalanischen Lyrikern – Enric Casasses, Eduard Escoffet, Arnau Pons und Víctor Sunyol – herausgibt und übersetzt. Er dokumentiert damit eine Veranstaltung des Münchner Cervantes-Instituts in einem Band, der in der Veröffentlichungsreihe des Lyrik-Kabinetts München erschienen ist. Der Band wurde noch vor der Frankfurter Buchmesse veröffentlicht und bildet gleichsam den Auftakt zu der langen Reihe von Übersetzungen aus dem Katalanischen, derer sich die deutsche Leserschaft seit dem Frankfurter Großereignis erfreuen kann. In seiner Einführung situiert der Herausgeber die vier katalanischen Lyriker knapp und trefflich vor dem Hintergrund der historischen Avantgarde, die mit Salvat-Papasseit, J.V. Foix und Joan Brossa – auch der literarische Dalí könnte genannt werden – Namen aufweist, mit denen sie unter den europäischen Avantgarden bemerkenswert ‚gut aufgestellt‘ erscheint. Die vier Lyriker dieses Bandes führen die expe-

rimentelle Arbeit an der (katalanischen) Sprache weiter, die von der historischen Avantgarde angestoßen wurde, und dieses Faktum ist es, das die Schwierigkeit der Übersetzung bedingt: Häufig ist es die lautliche Qualität der Sprache, die für die Wirkung der Ausgangsversion eine wesentliche Rolle spielt. Selbst dort, wo eine semantisch getreue Übersetzung leicht möglich ist, tun sich Dilemmata auf, wenn diese Effekte im Deutschen auch nur angedeutet werden sollen. Eine Lösung kann es daher sein, wie im vorliegenden Fall auf Leser zu zählen, die das im Paralleldruck erscheinende Original rezipieren können, diese Rezeption aber durch eine textnahe Übersetzung zu erleichtern.

Ein Impetus des radikalen Bruchs mit der Tradition, wie man ihn gemeinhin mit der Avantgarde verbindet, findet sich weder in der historischen Avantgarde Kataloniens noch bei deren heutigen Nachfolgern. Vielmehr binden insbesondere Casasses und Escoffet ihre Gedichte – wie schon J.V. Foix – durch Verweise auf die mittelalterliche, trobadoreske Lyriktradition in die Tradition ein. Mit den mittelalterlichen Dichtern teilen die beiden Autoren auch die Bedeutung der performativen Dimension ihrer Lyrik. Dichtung ist bei ihnen (wieder) eine Aufführungskunst und das Buch nur eines aus der Mehrzahl der Medien, mit denen gearbeitet wird – greifbar wird dies im gedruckten Gedicht z. B. durch die Wiederholungsstrukturen, mit denen Escoffet arbeitet. Bei Escoffets Gedichtauswahl ergibt sich zudem die kuriose Situation, dass ausgerechnet ein Autor, der sich der Veröffentlichung eigener gedruckter Bücher bislang verweigert hat, nun durch eine jüngst erschienene zweite Übersetzung, die wiederum auf eine Veranstaltung des Berliner Cervantes-Instituts zurückgeht, auf Deutsch gleich doppelt gedruckt vorliegt.¹ So findet sich in Axel Sanjosés Auswahl das in seiner unaufgeregten Sachlichkeit bestürzende Gedicht *Fusta al cor* von Escoffet über einen Selbstmordschuss auf einem öffentlichen WC, das sich im Zusammenhang mit einer Reihe von Parallelszenen, die in der Zweitübersetzung mitabgedruckt sind, durchaus anders ausmacht. Umgekehrt vermittelt Sanjosés umfangreichere Auswahl ein insgesamt dichter Bild von Escoffets Lyrik.

Von den Gedichten Víctor Sunyols wird die Übersetzung an ihre Grenzen getrieben, denn naturgemäß muss sie von der Semantik und nicht der Klangqualität des Ausgangstextes ausgehen und ist damit stärker an Signifikate gebunden, als es im Original der Fall sein muss. Sunyol löst die Satz-

1 Eduard Escoffet: „Holz im Herz. 1“, in: *EDIT – Papier für neue Texte* 40 (2006), 39–49; vgl. auch die Gedichtauswahl von Escoffet und Casasses auf <www.lyrikline.org>.

strukturen so weit auf, dass häufig Einzelwörter beieinander stehen, die sich nicht ohne Weiteres als zusammenhängende Syntagmen interpretieren lassen und selbst im Falle der Prosagedichte kaum noch über Verfahren der Suggestion als vielmehr wie Sprachexperimente funktionieren, wie im folgenden Beispiel: „on l'èsser de les coses / on només ésser amb / essent-ne / – o el dir – / (ametlla)“. Auch die Gedichte von Arnau Pons weisen für die Übersetzung Klippen auf, denn so wie katalanische Dichter es häufiger als deutsche lieben, die Möglichkeiten entlegener, auch dialektaler Lexik auszukosten, basiert die Wirksamkeit der Gedichte von Pons auch auf ihrer sprachlichen Extravaganz. Das Deutsche hält nun aber viel weniger Wörter bereit, die auf den Muttersprachler entsprechend unerhört wirken wie etwa das katalanische *llémenes de la lladella* (Nissen der Filzlaus). Wenn auch diese Gedichte sich einer semantischen Konstruktion an vielen Stellen entziehen, so wirken sie gerade neben Sunyols minimalistischen Experimenten allein durch ihr Sprachmaterial sinnlich üppig.

Den Band beschließt Enric Casasses, inzwischen bereits ein Klassiker der neuen katalanischen Lyrik und die Leitfigur unter jenen, die der Lyrik heute in Katalonien wieder ihre Dimension als Aufführungskunst gegeben haben. So wird bei der Sextine von Casasses, die allein auf kombinatorischen Variationen der Wörter *dona'm, aire, cerca, corda, quasi* und *mata'm* beruht, in der Schrift zwar noch vorstellbar, wie der Sprecher nach Luft ringt – in der Aufführung wird es dem Zuschauer aber auch dazu noch sinnlich deutlich. Insbesondere bei den Gedichten Víctor Sunyols, aber auch bei anderen, mag man sich in der Lektüre die Präsenz ihres Autors herbeiwünschen – nicht aus falsch verstandenem Biografismus heraus, sondern weil die Autoren manche ihrer Texte mit klaren Verweisen auf die Autorperson und auf die Entstehungssituation ausstatten: Widmungen oder Datierungen, die eine Lesart im Hinblick auf die Okkasionalität des Gedichts immer wieder herausfordern. Über einen außergewöhnlichen Band zu verfügen wie *Vier nach* – mit seiner kleinen, aber feinen Auswahl der Dichter, seiner hervorragenden Übersetzung und seiner schönen Gestaltung – kann für eine deutsche Leserschaft, die offen ist für katalanische Experimentallyrik, als ein willkommener Luxus gelten.

- Roger Friedlein, Freie Universität Berlin, Institut für Romanische Philologie, Habelschwerdter Allee 45, D-14195 Berlin, <rogfried@fu-berlin.de>.

- Antoni Ferrando / Miquel Nicolás (Hrsg.): *La configuració social de la norma lingüística a l'Europa llatina*. Alacant: Institut Interuniversitari de Filologia Valenciana, 2006 (Symposia philologica ; 14). ISBN 84-608-0453-4, 414 S.

Der vorliegende Band widmet sich einem Thema, das in den letzten Jahren wieder verstärkt in den Blickpunkt der romanischen Sprachwissenschaft gerückt ist. Er vereint die Schriftfassungen der Mehrzahl der im Herbst 2003 auf dem *Setè Col·loqui Internacional de Problemes i Mètodes d'Història de la Llengua* in València zum Titelthema, *La configuració social de la norma lingüística a l'Europa llatina*, gehaltenen Vorträge. Wie die Herausgeber in der Einleitung ausführen, wurden diese um zwei weitere Beiträge ergänzt „a fi d'assegurar una visió panoràmica representativa“ (S. 8), ohne dass diese allerdings identifiziert würden.

Am Anfang des in fünf Abschnitte unterteilten Bandes steht nach einer kurzen Einleitung der Herausgeber der „Reflexions per a una teoria de la norma lingüística“ betitelte erste Abschnitt mit zwei Beiträgen von Josep M. Nadal – „La llengua «normal»“ (16–30) – und Miquel Nicolás – „La producció social de la norma lingüística: notes per a un marc teòric“ (31–51). Nadal setzt sich mit der Rolle und Bedeutung von Schrift und Schriftlichkeit in der Entwicklung der Sprache und der Herausbildung ihrer Norm auseinander. Der Text mutet eher als philosophierende Plauderei an, in der Anekdoten, viele Namen und banale Äußerungen wie „la llengua ha esdevingut [...] un sistema metalingüístic que possibilita reflexionar i sobre el qual es pot reflexionar“ (S. 19) aneinandergereiht werden. Er schafft es, auf den ersten fünf Seiten Rousseau, Husserl, David Olsen, Platon, Auroux und McLuhan und die Definitionen von *alfabet*, *escriure* und *legir* aus dem *Diccionari de la Llengua catalana* unterzubringen. Eine ethnozentristische Sicht auf die Geschichte der Schrift(lichkeit) als *errònia* zu bezeichnen (S. 19) ist sicherlich richtig, dass man diese Haltung aber allein mit der Existenz von „gèneres orals formals“ begründet oder damit, dass nichtalphabetische Systeme nicht weniger effizient seien als alphabetische Schriften und dass Ende des 18. Jahrhunderts mehr als die Hälfte der Bücher der Welt in nichtalphabetischen Schriften geschrieben waren, ist wenig überzeugend. In seinen Ausführungen zu Ausbau und Abstand referiert er Kloss und Muljačić; die Auffassung, dass die Prozesse der „*decadència d'una llengua*“ gleichzusetzen seien mit „*el camí que va de llengua a dialecte, en definitiva*“ (S. 20), ist dabei ohne eine Darlegung, welche Unterscheidung zwischen Sprache und Dialekt gemacht wird, nicht nachvollziehbar

und auch nicht unproblematisch, da impliziert wird, dass „decadència“ grundsätzlich zu einer Reduktion auf Dialekt führt, was keineswegs der Fall ist, wie viele Fälle von Sprachtod zeigen.

Formulierungen wie „En el meu discurs“ (S. 20) bezeugen, dass der Text des mündlich vorgetragenen Beitrags für die Publikation nicht geändert und auch von den Herausgebern nicht überarbeitet wurde, und Äußerungen wie die folgende zur Herkunft der Alphabetschrift, „En el nostre cas, la culpa, i ho dic en broma, la tenen els grecs“ (S. 21) lassen den Text wie einen populärwissenschaftlichen Vortrag wirken.

In einem Text, der sich mit der Rolle der Alphabetschrift und ihrem Wert für die Norm beschäftigt und die identitätsstiftende Wirkung der Schrift hervorhebt, sind die Unmengen von Tipp- und Rechtschreibfehlern – „Mcluhan“ (S. 16), „Gutenberg Galaxy“ (S. 16), „Writting Systems“ (S. 19), „Silvain Auroux“ (S. 19), „Z. Muljačić“ (S. 20, 21), „Aroux“ (S. 26), „Sicilinguistic Patterns“ (S. 29) usw. – nicht nur verwunderlich, sondern vor allem peinlich, weil sie doch außer Nachlässigkeit v. a. auch die Gleichgültigkeit der Autoren im Hinblick auf die Norm anderer Sprachen und die identitätsstiftende Rolle der Rechtschreibung für Sprecher dieser anderen Sprachen beweisen. Die fehlende Achtsamkeit bei der Schreibung von Personennamen ist umso bemerkenswerter, als gerade im Zusammenhang mit der Schreibung katalanischer Namen in der Diskussion um sprachliche Normalisierung von den Betroffenen mit Fehlern eher kulturelle Missachtung als fehlende Achtsamkeit in Verbindung gebracht wird. Es ist verwunderlich, dass Autoren, die sich mit Normen und Orthographien auseinandersetzen, nicht dazu in der Lage sind, fremdsprachige Namen und Titel richtig abzutippen. Fehler in Titeln werfen dann auch die Frage auf, inwiefern die jeweiligen Fremdsprachen überhaupt beherrscht werden, umso mehr wenn, im Fall Nadals, die englischen Originaltitel genannt werden, um dann „cito de la versió castellana“ oder „Trec la notícia de la pág. 209 de la versió espanyola“ (S. 19) anzufügen. Die schlampige Durchsicht des Textes wird auch an den typographischen Fehlern deutlich, die, wie bei Gebrauch von Punkten für Kommata, auch zu verstümmelten Sätzen führen: „[...] insisteix en la connexió entre escriptura o gramaticalització [...]. tot i advertint-nos [...]“ (S. 27). Auch dies sagt wiederum einiges über die Sorgfalt der Herausgeber, die sich auch nicht die Mühe gemacht haben, die Zitierweise der Autoren im Band zu vereinheitlichen.

Nicolás hebt im folgenden Artikel die Bedeutung anderer Disziplinen – allen voran „les expectatives, els mètodes i els resultats del que, en sentit

extens, anomenem teoria social“ (S. 31) – für die linguistische Beschreibung hervor. Der Beitrag gibt, dem Anliegen des Autors entsprechend, konzeptuelle Überlegungen zur Herangehensweise an das Thema der Norm. Nach theoretischen Überlegungen zur Norm und der Skizzierung eines theoretischen Rahmens für die Untersuchung der Norm als Regulierung der sprachlichen Dynamik macht sich der Autor daran, „línies per a l’anàlisi de les situacions de normativització del català temporani“ (S. 32) zu zeichnen. Ganz nebenbei gibt es noch „una breu incursió en els dominis de la filosofia del dret i de la psicologia social de caire cognitivista“ (S. 32). Das ist sehr viel für so wenig Raum, und so interessant die Herangehensweise auch ist, so oberflächlich muss sie doch allein schon aufgrund des beschränkten Umfangs geraten.

Auch der Beitrag von Nicolás glänzt durch die Missachtung fremdsprachiger Schreibkonventionen, so ignoranterweise ausgerechnet im Zusammenhang mit der Bedeutung von Tradition für die Schreibung und dem Wechsel der Orthographien für die Schreibung des Türkischen unter „Mustafa Kemal *Ataturk*“ (S. 44); die Anpassung eines im Original in lateinischer Schrift geschriebenen Namens an das Katalanische – *Mustafa* mit Akzent und *Atatürk* ohne Umlaut – entspricht nun gerade *nicht* der Norm des Katalanischen! Die Aussagen, der Wechsel des Türkischen zur lateinischen Schrift „no representava en teoria un canvi de llengua“ und „des del moment que el turc passava a representar-se amb caràcters llatins, la discontinuïtat de la tradició escrita i l’acostament a les llengües de cultura europea van anar molt més lluny del canvi de codi gràfic“ (S. 44) hätten m. E. unbedingt dahingehen ergänzt werden müssen, dass der Wechsel zur Lateinschrift nun gerade von einer massiven Kampagne zur lexikalischen und morphologischen ‘Entarabisierung’ des Türkischen begleitet wurde.

Der zweite Teil des Bandes, „Espanyol, francès, italià: llengües d’estat, normes d’estat“ beginnt mit einem der interessantesten Beiträge der Sammlung, „La configuració històrica de la norma espanyola“ von Margarita Lliteras (S. 55–75). Die Autorin geht auf ein häufig zu beobachtendes, aber in Normdebatten nur selten richtig erkanntes Problem ein: die Verwechslung von sprachlicher Variation mit Normwandel und die daraus resultierenden Schlussfolgerungen, es gebe nicht eine Norm, „sino tantas normas como variedades ofrecen la extensión y el uso del idioma“ (S. 55). Sehr treffend arbeitet Lliteras heraus, dass ein guter Teil der „incorrecciones lingüísticas“ nichts anderes als vom Sprecher auf die zum Standard gewordene Varietät übertragene „rasgos dialectales“ sind (S. 56) und dass wiederum andere ‘Fehler’ nicht als Dialektalismen anzusehen sind, sondern

vielmehr als „desvíos de los usos lingüísticos que los propios hablantes erigen en modelo de prestigio“ (S. 57). Nach Ausführungen zur objektiven internen und präskriptiven externen Norm v. a. nach Havránek (1966/1936)¹ befasst sie sich ausgehend von den Debatten während der Renaissance mit der Geschichte der Herausbildung und Festigung der Norm des Spanischen, um sich anschließend mit den „autoridades literarias“ und den „autoridades de la gramática“ auseinanderzusetzen. Die Ausführungen zur Akademienorm münden schließlich in abschließenden Überlegungen zu den interakademischen Projekten einer neuen Grammatik der *Real Academia Española* und des *Diccionario Panhispánico de Dudas*. Lediglich im Hinblick auf dieses Wörterbuch hätte m. E. der Blick der Autorin durchaus kritischer sein können, was die Motive der RAE angeht, da die wirtschaftlichen Hintergründe und die Rechtfertigung der RAE selbst nicht angesprochen werden.² Die 1997 bei Nodus in Münster in deutscher Sprache erschienene einschlägige Habilitation von Jenny Brumme, *Spanische Sprache im 19. Jahrhundert: Sprachliches Wissen, Norm und Sprachveränderungen*, wurde von Llitas leider nicht berücksichtigt, wohl aber eine Reihe anderer deutschsprachiger Arbeiten, wobei auffällt, dass sich in den deutschen Titeln in der Bibliographie fast durchweg Tippfehler finden (z. B. „Synchronie des systems. [...] Das sprachtheoretische Denken Euenio Coserius“, S. 72, „Plege der Nationalsprache“, S. 73, „Sprachnormierung und Standarsprache“, S. 73).

Brigitte Lépinette behandelt „Quelques aspects de la normalisation externe en France (XVI^e–XXI^e siècle)“ (S. 77–107). Ziel des Beitrags ist, wie Lépinette einleitend herausstellt, „constituer un ensemble de points de repère pour les autres études de ce volume dont l’objet général –comme le montre son titre– sont les caractéristiques de cette même normalisation dans les pays de l’aire linguistique romane“ (S. 77). Der Beitrag legt den Schwerpunkt dabei, anders als die meisten der jüngeren Arbeiten zur französischen Norm, auf die externen Faktoren, v. a. die Bedeutung sozialer und politischer Einrichtungen bzw. Kräfte, die für die Prozesse der Normierung bzw. der Evolution der Norm wesentlich verantwortlich zeichne-

-
- 1 „Zum Problem der Norm in der heutigen Sprachwissenschaft und Sprachkultur“, J. Vachek (ed.): *A Prague School Reader in Linguistics*, Bloomington & London: Indiana University Press, 413–420.
 - 2 Vgl. dazu die Ausführungen in Carsten Sinner, „Polimorfismo gráfico y fonético en la adaptación de extranjerismos léxicos al español: uso y posiciones académicas“, Francisco M. Carriscondo Esquivel / Carsten Sinner (eds.): *Lingüística española contemporánea. Enfoques y soluciones*, München: Peniope, 2008, 104–169.

ten oder stark an ihnen beteiligt waren. Sie weist berechtigterweise darauf hin, dass der europäische Kontext des Bandes (gemeint ist sicherlich der im Titel implizierte Anspruch, gewissermaßen 'europäische Reichweite' zu erzielen) eigentlich erforderlich macht, die Normen des belgischen und schweizerischen Französischen zu berücksichtigen, was aus Platzgründen jedoch unterbleiben musste. Lépinette geht in den ersten Abschnitten auf die „responsables du Bon Usage“ im 17. und 18. Jahrhundert und die Verbreitung des Französischen durch die Schulen nach der Revolution ein. In den längsten Unterkapiteln behandelt sie dann die Sprachpolitik im 19. und 20. Jahrhundert, dabei v. a. die Frage der Orthographie. Das im Titel erwähnte 21. Jahrhundert findet nur dahingehend Berücksichtigung, dass im Abschnitt zur Orthographie auf die Aufnahme der bereits zuvor zugelassenen alternativen Formen wie *traitre* neben *traître* im Rahmen der Bearbeitung des Wörterbuchs der *Académie française* für die 9. Auflage hingewiesen wird.

Der Beitrag von Claudio Marazzini zu „Forza e debolezza nella codificazione dell'italiano“ (S. 109–121) hebt als Besonderheit der Geschichte des Italienischen hervor, dass es mehr als alle anderen europäischen Sprachen „si è stabilizzato grazie all'influenza esercitata dai modelli letterari“ (S. 109). Bei der Gegenüberstellung der Kodifizierung des Italienischen mit der des Spanischen weist der Autor darauf hin, dass das Spanische „segna una distanza abissale rispetto all'Italia“ (S. 112). Den Stimmen, die im Hinblick auf die italienischen Dialekte und Minderheitensprachen von *lingue tagliate* sprechen, hält Marazzini entgegen, die Geschichte des Italienischen sei

[...] la storia di un pacifico consenso, di un accoglimento del toscano, voluto, accolto da parte della periferia, mai imposto dal centro, il cui successo è determinato dall'interesse da parte delle *élite* intellettuali di tutta l'Italia, dal Nord al Sud. (S. 113)

Nur kurz geht der Autor auf die sprachliche Gesetzgebung – die italienische Konstitution von 1948 und das Gesetz über die sprachlichen Minderheiten von 1999 – ein.

Der dritte Teil, „El català dels catalans, valencians i baleàrics: el procés de recuperació i actualització de la norma comuna“ – gerade im Hinblick auf die Norm wäre hier auch das Katalanische im Roussillon von Interesse gewesen –, beginnt mit dem Beitrag von Albert Rossich, „El model ortològic del català modern“ (125–153). Rossich gibt einen Überblick über die Entwicklung eines normativen Modells des gesprochenen Katalanisch. Er

distanziert sich von der ihm zufolge unter katalanischen Wissenschaftlern verbreiteten Auffassung, wonach das Katalanische in seinen Ursprüngen eine weitgehend einheitliche Sprache gewesen sei, die sich im Laufe der Zeit dialektalisiert habe. Er sieht diese Haltung als irr tümliche Schlussfolgerung aus den literarischen Überlieferungen, die mit bestimmten vorherrschenden Modellen der Sprache zu erklären seien. Rossich ist vielmehr genau umgekehrt von der Existenz einer Vielfalt von Formen in den Anfängen des Katalanischen überzeugt, die in einem Prozess der sich räumlich ausbreitenden Homogenisierung nach und nach verschwanden. Die Standards der Sprech- und Schriftsprache sieht er dabei als eigentlichen Motor des Sprachwandels. Nach einem Abschnitt über die vorfabrianische Orthoepie im 18., 19. und frühen 20. Jahrhundert kehrt Rossich zurück zu den ersten Aussagen über prosodische Norm in den *Regles d'esquivar vocables o mots grossers o pagesívols*. Er geht dann ausführlicher auf frühe Zeugnisse unbetonten Vokalismus und (heute) stummes *-r*, die Unterscheidung von *b* und *v*, die Aussprache von *l geminada* und die Widersprüche zwischen gesprochenem Katalanisch und seiner Verschriftlichung ein. In der Rekapitulation der Ergebnisse folgert Rossich:

Després de tants testimonis, no hauria de costar gaire d'acceptar que en el passat hi ha hagut unes normes prosòdiques, gramaticals i lèxiques més o menys artificioses, contravenint els usos espontanis dels catalans orientals. Si la vigència del model no s'hagués estrocat, avui, tots al Principat parlariem un català més pròxim al valencià, i l'emudiment de les *r* s'hauria vist com una pronúncia rústica, dialectal. Però les coses no van anar d'aquesta manera: finalment, totes aquelles prescripcions van quedar estigmatitzades com una manifestació d'ignorància, d'incultura o de pedanteria. La valoració culta del fenomen es va girar com un mitjó. (S. 152–153)

Eher unpassend wirkt in diesem sonst sehr lesenswerten Beitrag die sogar mehrfach explizit bekräftigte Feststellung, ohne Schrift seien Sprachen allenfalls Protosprachen:

Totes les llengües tenen, a més dels usos col·loquials bàsics, un estàndard escrit i un estàndard oral (amb subestàndards dialectals o socials [...]). És a dir, uns registres considerats «correctes», tant oralment com per escrit, enfront els usos espontanis. Totes les llengües. Anava a dir totes les llengües de cultura, però sóc del parer que sense cultura, sense el cultiu escrit, no hi ha llengües. Crec que en aquesta circumstància, científicament, s'hauria de parlar, si de cas, de protollengües. (S. 125)

Damit schlägt Rossich nicht nur völlig unnötigerweise eine neue Terminologie für eine Unterscheidung von zwei Realitäten vor, die bisher keine

Ausdrucksschwierigkeiten bereitet haben.³ Er stellt sich mit seiner Aussage vor allem auf eine äußerst überhebliche Position, die kaum weiter kommentiert werden muss, da der Hinweis auf die umfangreiche Forschung zu Mündlichkeit und Schriftlichkeit und zur Verschriftung bis dahin unverschrifteter Sprachen, im Bereich der Literaturwissenschaft auch auf die traditionsreiche Forschung zur oralen Literatur,⁴ diese Auffassung ohnehin deutlich diskreditiert.

Mila Segarra befasst sich im folgenden Beitrag mit der „Tradició i modernitat en la configuració de la norma catalana a Catalunya“ (155–187). Die Autorin beschreibt – in weiten Strecken auf eigene einschlägige Arbeiten zurückgreifend –⁵ anhand der wichtigsten individuellen und institutionellen Initiativen und beginnend mit dem Aufkommen des Interesses an den Volkssprachen im 18. Jahrhundert chronologisch die Bemühungen um die Schaffung der katalanischen Norm. Greifbar werden diese im 18. Jahrhundert v. a. in der Abfassung von Grammatiktraktaten und den Aktivitäten im Umfeld der *Acadèmia de Bones Lletres de Barcelona*. Das 19. Jahrhundert ist gekennzeichnet durch eine quantitative Zunahme von Arbeiten zu Grammatik, Orthographie und Lexik und erste Versuche der Schaffung einer literarischen Norm, aber auch durch die Inkompetenz der Grammatiker und die fehlende Effizienz der kulturellen Einrichtungen bei der Umsetzung und Durchsetzung ihrer Projekte. Die Etablierung und Verbreitung der Norm im 20. Jahrhundert bringt Segarra natürlich mit den Arbeiten Pompeu Fabras und dem Beitrag der *Mancomunitat* und der *Generalitat* in Zusammenhang, weist aber auf den wesentlichen Anteil der materiellen und ideologischen Fortschritte der Gesellschaft als Voraussetzung

3 Er bedient sich dabei außerdem auch eines in der Wissenschaft bereits anders besetzten Terminus: *Protosprache* bezeichnet zum einen die Existenz geringfügiger Verbalisierungsleistungen, wie diese beispielsweise für die Neandertaler angenommen wird, zum anderen eine, gegebenenfalls auch rekonstruierte, Ursprache verschiedener Sprachen.

4 Der Terminus der oralen Literatur wurde immerhin bereits 1881 von Paul Sebillot, *Littérature Orale de la Haute Bretagne*, Paris: Maisonneuve, eingeführt.

5 V. a. *Història de l'ortografia catalana*, Barcelona: Empúries, 1985, „Les set redaccions de les Normes ortogràfiques de l'Institut d'Estudis Catalans“, *Estudis de Llengua i Literatura Catalanes* X, Barcelona: Abadia de Montserrat, 1985, 191–230 (die beiden Arbeiten werden zwar in der Bibliographie, nicht aber im Text als 1985a und 1985b unterschieden); „L'Acadèmia de Bones Lletres de Barcelona i l'ortografia catalana“, *Studia in honorem prof. Martí de Riquer* III, Barcelona: Quaderns Crema, 1988, 151–175; „Història de la normativa i dels models lingüístics de la llengua catalana“, Joan Martí (ed.): *Processos de normalització lingüística, l'extensió d'ús social i la normativització*, Barcelona: Columna (zitiert ohne Seitenangabe).

der Durchsetzung der Norm selbst hin. Breiter Raum wird der Gründung und Arbeit des *Institut d'Estudis Catalans* beigemessen; Segarra legt dabei den Schwerpunkt auf die noch ungenügend untersuchten Aktivitäten der *Secció Filològica* des IEC in der Zeit vor dem Bürgerkrieg und in der Nachkriegszeit und geht z. B. auf ihren wichtigen Beitrag für die Durchsetzung von Fabras *Normes ortogràfiques* durch ihre konsequente Anwendung auf die eigenen Publikationen ein. Segarra weist darauf hin, dass die eigentlichen Hauptverantwortlichen der Verbreitung der Normen nicht unter den Lehrern, sondern unter den Grammatikern zu suchen sind. Fabra selbst beispielsweise veröffentlichte zahlreiche populärwissenschaftliche bzw. divulgative Arbeiten, Zeitschriftenbeiträge, Handbücher usw. zur Grammatik und zur Norm.⁶ Den größten Raum nimmt die Diskussion der Kontinuität der Norm – „De la clandestinitat a la normalitat“ – sowie der Rolle der Medien und der in der Forschung zur Entwicklung der katalanischen Norm wohl am besten dokumentierten Aktivitäten des IEC nach 1976 ein.

Den umfangreichsten Beitrag des Bandes, „Percepció i institucionalització de la norma lingüística entre els valencians: panorama històric (1238–1976)“, steuert der Mitherausgeber Antoni Ferrando bei (S. 189–251). Die Darstellung – der Autor spricht von „panorama històric sobre com els valencians han percebut la seua norma lingüística al llarg de més de set segles, amb tota la complexitat de situacions que això comporta“ (S. 189) – ist zugleich ein Vorschlag für die Periodisierung dieser Einschätzung. V. a. bei Berücksichtigung des Buchtitels lässt die Länge des Artikels die vergleichsweise extreme Kürze der Beiträge zum Spanischen, Italienischen und zum Französischen (was Lépinette ja berechtigterweise auch ausdrücklich beklagt) oder auch das völlige Fehlen von Beiträgen zum Okzitanischen, Portugiesischen und Rumänischen besonders auffällig werden. Der Beitrag ist auch zu umfangreich, um in diesem Rahmen detailliert auf ihn einzugehen. Daher soll hier nur der wirklich neue Anteil des Artikels kurz referiert werden: der Vorschlag der Periodisierung der „percepció i institucionalització de la norma lingüística“ aufgrund politischer und kultureller Eckpunkte. Die erste Epoche reicht von 1238, Gründungsjahr des Königreichs València, bis 1473, Jahr der Einführung der Druckpresse: „Durant aquest període, la Cancelleria reial marca la pauta dels usos lingüístics formals de la llengua catalana per damunt de la diversitat administrativa de la Corona d'Aragó“ (S. 191). Die zweite Epoche reicht von 1473

6 Zu den populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen s. z. B. die Ausführungen bei Joan Costa, *La norma sintàctica del català segons Pompeu Fabra*, München: Peniopo, 2009.

bis 1707, Jahr des Dekrets über die Annektierung des Königreichs durch das Königreich Kastilien, die zum Verlust des Gebrauchs des Katalanischen in offiziellen Kontexten führt. Die politische Unterordnung ist Grund für das Fehlen eines Grammatisierungsprozesses, den andere europäische Kultursprachen in diesem Zeitraum aufnehmen. Die dritte Periode reicht von 1707 bis 1859, Jahr der Wiederaufnahme der Blumenspiele in València und Barcelona, die mit der Epoche der *Renaixença* verbunden werden. Dieser Zeitraum wird durch orthographische Desorientierung, starke Beeinflussung durch das Spanische und die Akzentuierung der diatopischen Variation gekennzeichnet. Die vierte Periode, 1859 bis 1913, reicht bis zur Verabschiedung der orthographischen Norm durch das *Institut d'Estudis Catalans* und den Anfängen der Initiativen der *Diputació Provincial de València*, *Lo Rat Penat* und anderen Gruppierungen für die Gründung eines valencianischen Äquivalents des IEC und für die Schaffung einer Orthographie für das Valencianische. Der fünfte Zeitraum reicht von 1913 bis zur Beendigung der zumindest teilweise erzielten Offiziellität der katalanischen Sprache im Jahr 1939 durch die Auflösung des katalanischen Autonomiestatuts. In diesen Zeitraum fallen das Orthographieabkommen von Castelló (1932) und die Gründung des *Institut d'Estudis Valencians* (1937). Die sechste und letzte Periode im Untersuchungszeitraum reicht von 1939 bis zur Verabschiedung des königlichen Dekrets der Regierung unter Adolfo Suárez, mit der das IEC als akademische Autorität der „terres de llengua i cultura catalanes“ (S. 192) anerkannt wird und die katalanische Philologie unter der Bezeichnung „lingüística valenciana“ offiziellen Status an der Universität de València erhält.

Die bei Ferrando im Abschnitt zum Zeitraum von 1913 bis 1939 unter 2.2 (S. 222–237) bereits behandelten *Normes de Castelló* sind erneut Gegenstand des Beitrags „L'experiència valenciana en el procés normativitzador: les normes del 32“ von Vicent Pitarch (S. 254–266). Pitarch folgt keiner historischen Herangehensweise, wie dies eigentlich Ziel des Kolloquiums war, auf dem der Beitrag vorgestellt wurde, sondern versucht, wie er explizit hervorhebt, eine Diagnose der Situation „de la normativització del català dins la societat valenciana dels nostres dies“ (S. 255). Der Vortrag ist für die Publikation wohl kaum bearbeitet worden, und die Herausgeber hat es offensichtlich nicht gestört, dass sich Pitarch direkt an die Anwesenden (!) wendet: „m'hi plantege d'exposar a la consideració de la concurrència unes poques reflexions [...]“ (S. 254).

Antoni J. Alomar i Canyelles' Beitrag zu „La codificació de la llengua catalana a les Illes Balears al segle XX“ (S. 267–298) geht nur auf einen

Teilaspekt des Themas der Norm und einen begrenzten Zeitraum der Kodifizierung des Katalanischen auf den Balearen ein, die er chronologisch und an den wichtigsten Personen, Institutionen und Initiativen festgemacht darstellt. Es geht verständlicherweise v. a. um Alcover (der auf praktisch jeder einzelnen Seite erwähnt wird) und Moll und um das Wörterbuch der beiden. Dazu behandelt der Autor die Erweiterung der Perspektive der Lexikographen, Grammatiker oder Sprachwissenschaftler allgemein vom Mallorkinischen über das Balearische zum Katalanischen, aber auch die Ansichten über die von Fabra vorgelegten Vorschläge bzw. Normen und die immer wieder debattierte Frage der Orthographie, dabei insbesondere um die von Moll 1931 vorgelegte *Ortografia mallorquina*.⁷ Sehr gut nachvollziehbar stellt Alomar i Canyelles die Ansichten über die herausragende Bedeutung der Berücksichtigung der balearischen Besonderheiten in Grammatiken und lexikographischen Arbeiten und in der Orthographie für die Akzeptanz der Normen auf den Inseln dar und geht auf die vielfach genannten pädagogischen Argumente und soziolinguistischen Kriterien ein, die eine Berücksichtigung der Balearismen nahelegen. Dies wird beispielsweise deutlich, wenn er die Aussagen Molls aus dem Prolog der *Gramàtica catalana referida especialment a les Illes Balears* von 1986 referiert, wonach

[...] el públic de les regions perifèriques (el País Valencià i les Illes) té una sensibilitat especial, produïda per segles d'isolament cultural envers de les comarques digem-ne «centrals» de la llengua; la reglamentació dictada des dels centres acadèmics de Barcelona no hi és admesa sense suspicàcia, i val més donar la matèria gramatical d'una manera raonada –i potser fins i tot amb una mica de discussió– que no en una forma merament imperativa que podria semblar dictada per un esperit d'imposició. (zit. S. 285–286)

Entsprechende Überlegungen führen dann auch zu einem Blick auf den Umgang der *Secció Filològica* mit den Balearismen und ihre Aufnahme in die Wörterbücher des IEC.

Der vierte Teil des Bandes, „La construcció contemporània de la norma“, umfasst zwei Beiträge: eine Arbeit von Henrique Monteagudo zu den „Precondicións sociais do proceso de confirmación da norma do galego contemporáneo“ (S. 301–341) und den m. E. völlig aus dem Band herausfallenden Beitrag „Unitat i diversitat a l'espai lingüístic base“ von Henrique Knörr (344–351). Im ersten der beiden Texte findet sich mit der wohl auf fehlende Korrektur von Konvertierungsfehlern zurückgehenden

7 Moll, Francesc de B.: *Ortografia mallorquina*, Palma de Mallorca: Mn. Alcover, 1931.

Schreibung „Muljačić, •arco“ (S. 340) (für Muljačić, Žarco) erneut ein Hinweis auf die oberflächliche Korrektur durch die Herausgeber.

Der fünfte Teil des Bandes, „Asturià, aragonès: la recerca d'un status jurídic per a la norma“ umfasst zwei Beiträge. Der Artikel zur „Normativización de la lengua asturiana“ (S. 355–373) von Roberto González-Quevedo González ist weniger eine Darstellung der Normierung als ein kurzer Abriss über die Sprachgeschichte, asturianische Dialektologie, soziolinguistische Situation und die Kriterien, denen bei der Arbeit an der Standardorthographie gefolgt wurde, und eine Auflistung der Leistungen der *Academia de la Llingua Asturiana*, welcher der Autor übrigens selbst angehört. Etwas verwirrend sind die Aussagen über die geographische Ausdehnung des Asturianischen, da einerseits das Mirandesische im Zusammenhang mit der geographischen Ausdehnung als „variedad lingüística del dominio astur-leonés“ bezeichnet wird, im Anschluss daran jedoch davon gesprochen wird, dass sich das Asturianische „por tanto“ von Asturien bis in die Sprachgebiete ausdehnt, „que la tradición filológica ha denominado «leonés» o «astur-leonés»“ (S. 356). Mit der vom Autor offenbar vertretene Position, das Mirandesische sei eine Varietät des Asturianischen, vereinfacht er die Dinge über die Maßen, aber nicht nur hier weiß man als Leser nicht sicher, ob man die Position des Autor richtig versteht bzw. welche er nun eigentlich einnimmt.

Unter den Kriterien bei der Schaffung der Standardorthographie nennt der Verfasser u. a. „La flexibilidad y la contrastación de los resultados“ (S. 361) und Berücksichtigung der Gebrauchstendenzen, was sich dann in „distintas ediciones, reimpressiones, revisiones y correcciones“ niederschlug, die „1981, 1985, 1987, 1988, 1989, 1990, 1993, 1996 y 2000“ (S. 362) erschienen. Wie unter dieser Maßgabe als weiteres Kriterium „prudencia“ genannt werden kann, ist unverständlich, umso mehr, als die Autoren der Norm in der Vergangenheit vor allem auch für ihre Voreiligkeit und fehlende Weitsicht kritisiert worden sind. Wie die Beispiele des Galicischen und des Sardischen nur zu deutlich zeigen, ist nichts schädlicher für die Durchsetzung eines Standards in der Gesellschaft als fehlende Klarheit der Kriterien und Pluralität von Normen, da diese zu einer Spaltung der Gesellschaft und zu fehlender Wirksamkeit der Norm als Grundlage einer effektiven Normalisierung führen können. González-Quevedo González macht bemerkenswerterweise zumindest terminologisch keinen klaren Unterschied zwischen *normativización* und *norma* bzw. *normativización* und *normalización*, und so schreibt er beispielsweise: „Especialmente importante es el esfuerzo que se ha hecho para que la normativización fun-

cione adecuadamente en el proceso de la enseñanza del asturiano“ (S. 370). Widersprüchlich sind schließlich auch die Aussagen über die Zukunftsperspektiven:

Desde luego, sólo la declaración del asturiano como lengua oficial de Asturias permitirá la supervivencia del asturiano como una lengua más de Europa [...] Visto desde la perspectiva de los años transcurridos, el proceso de normalización del asturiano parece realmente irreversible [...] (S. 371).

Der letzte Beitrag von José Enrique Gargallo, „D'un temps, d'un romanç. L'aragonès en la seua història recent“ (S. 376–398) ist, wie der Autor schreibt, ein „escrit divulgatiu“ (S. 376), was die Aufnahme in den rezensierten Band zu einem Rätsel macht. Der Beitrag beginnt mit Anekdoten und wird auch danach kaum anspruchsvoller. U. a. schickt Gargallo voraus, dass er zwar die Normierung nicht als Spezialist von innen heraus mitverfolgt habe, aber dennoch der Meinung sei, er habe „implicacions“: „sóc i em sento aragonesament valencià“ (S. 376). Gargallo beschäftigt sich im weiteren Verlauf der Arbeit mit den Namen der behandelten Varietät – *aragonés*, *fabla aragonesa*, *luenga aragonesa*, etc. – und der Abgrenzung zu Spanisch und Katalanisch und zieht dann das Problem der Abgrenzung von Asturianisch und Mirandesisch zum Vergleich heran. Anschließend gibt er auf sieben Seiten eine chronologische Übersicht über „Elaboració i consolidació de l'aragonés (literari) comú“ seit der Renaissance des Aragonesischen, die er auf 1969⁸ datiert, um dann einige eher allgemein gehaltenen Überlegungen zur Norm, ihrer Repräsentativität für das aragonesische Sprachgebiet und ihre mögliche „projecció social“ vorzutragen. Die Aussagen über den letzten Punkt sind höchst impressionistisch, um so mehr, als – wie Gargallo immerhin selbst bemerkt – Angaben über die Verbreitung von Aragonesischkenntnissen in der Bevölkerung praktisch nicht vorhanden sind. Der Band schließt mit einem Namensindex und dem Inhaltsverzeichnis.

Die Zusammenstellung der Beiträge, und das ist ein bekanntes Problem von Kongressbänden, ist sehr eklektisch, und ebenso geht die Qualität und Originalität der Beiträge zum Teil sehr weit auseinander. Geht man von

8 1969 ist das Jahr der Veröffentlichung des Gedichtbands *A tierra y yo* von Áncel Conte Cazcarro, dem erste Preisträger des jährlich für aragonesische Poesie vergebenen Preises *Veremundo Méndez Coarasa*. Mehr als das Veröffentlichungsdatum des Gedichtbandes deutet wohl bereits die Ausschreibung dieses Preises auf eine Bewusstwerdung der Distinktivität der aragonesischen Varietät(en) hin.

dem in sechs Sprachen gegebenen Titel des Bandes aus, so handelt sich zudem um eine Mogelpackung. Besonderer Schwerpunkt des Kongresses, aus dem dieser Band hervorgegangen ist, war „l’anàlisi contrastiva de les varietats lingüístiques de la Península Ibérica pel que fa a la normativització i als problemes sociolingüístics que se’n deriven“, wie Monteagudo (S. 301) aus dem Ankündigungstext zitiert. Es ist festzustellen, dass weder der Titel des Bandes gerechtfertigt noch offenbar das Ziel des Kongresses erreicht wurde: Von den iberoromanischen Sprachen ist weder das Portugiesische noch das im Hinblick auf die noch sehr junge Geschichte seiner Norm höchst interessante Mirandische – außer am Rande in anderen Beiträgen – berücksichtigt worden, noch sind das Okzitanische, Sardische, Rumänische oder die dem Rumänischen nahe stehenden ostromanischen Sprachen oder die rätoromanischen Varietäten vertreten. Die Präsenz des – in katalanischer Sprache abgedruckten – Textes zum Baskischen rechtfertigt wohl kaum eine baskische Fassung des Titels (*Hirkuntza gizarate-araunaren eratzeta latindar europian*), die neben der katalanischen, spanischen, französischen, galicischen und italienischen Version auf Seite 3 des Bands aufgelistet ist und eigentlich schließen lässt, der Band müsse auch baskischsprachige Beiträge enthalten. Angesichts der Tatsache, dass der Band außer jeweils einem Beitrag zum Französischen und Italienischen zehn Beiträge zu in Spanien gesprochenen Sprachen umfasst, wäre ein dies auch deutliche machender Titel angebracht gewesen. Der streckenweise sehr lesenswerte Band wäre mit einem weniger aufgeblähten Titel, der das Katalanische in den Mittelpunkt gestellt hätte, sicherlich besser weggekommen. Der großspurige Titelschwindel spricht – wie auch die schlampige Bearbeitung und fehlende Vereinheitlichung der Texte – nicht für die Herausgeber.

■ Carsten Sinner, Universität Leipzig, Institut für Angewandte Linguistik und Translatologie, Beethovenstraße 15, D-04107 Leipzig, <sinner@uni-leipzig.de>.

■ **Jaume Corbera (dir.): *Arxi audiovisual dels dialectes catalans de les Illes Balears*. Palma: Universitat de les Illes Balears / Càtedra Alcover-Moll-Villangómez, 2006. ISBN 84-7632-850-8, DVD + Begleitheft.**

Què no donàriem per tenir una documentació en vídeo de les entrevistes que varen entreprendre en el seu temps Mossèn Alcover i Bernhard Schädell! I si no poguésser en vídeo, com a mínim voldríem tenir-ne les transcripcions fonètiques completes. I encara si només s’haguessin conser-

vat les transcripcions ortogràfiques exactes, paraula per paraula, les considerariem un tresor. Però sabem massa bé que en aquell temps encara no existia la tecnologia necessària per tal de generar unes transcripcions tan completes i exactes com les d'avui i que molts aspectes interessantíssims d'aquelles entrevistes estan perduts de forma irrecuperable.

En les moltes dècades passades mentrestant, la tecnologia ha avançat moltíssim. Va arribar un temps en què hauria estat possible d'enregistrar entrevistes en gramòfon, després en cintes magnetofòniques i encara més tard en casset o fins i tot en vídeo VHS. I efectivament s'han anat utilitzant tots aquests medis. El problema que tots aquests suports analògics tenien en comú era que la seva multiplicació és molt costosa. La reproducció de, diguéssim, 50 hores d'entrevistes dialectològiques en cintes VHS hauria suposat entre 10 i 15 cintes que, amb l'interès comercial reduït que podien tenir, s'haurien hagut de vendre a preus astronòmics. El resultat d'aquesta situació és ben conegut: sabem que per tot arreu hi ha fons d'enregistraments que són d'accés difícil perquè només es poden consultar *sur place* (i després d'haver descodificat el sistema de catalogació ...). Era fàcil d'arreglar el material però al mateix temps resultava quasi impossible fer-lo arribar també a tots els altres estudiosos interessats en aprofitar-lo. Havíem d'esperar l'arribada dels formats digitals per proporcionar-nos les eines tècniques necessàries per acabar amb aquesta situació tan poc satisfactòria. I havíem d'esperar l'iniciativa de Brauli Montoya Abat i Jaume Corbera qui, en 1996, iniciaren el projecte "Arxiu audiovisual dels dialectes catalans insulars".

L'objectiu era, en paraules dels mateixos iniciadors, de "fer un arxiu en vídeo dels parlars tradicionals de les illes Balears, amb entrevistes a persones que mantinguessin encara amb tota l'autenticitat la manera de parlar característica forjada pels set segles d'història lingüística catalana de les illes". El DVD que uns deu anys més tard ha resultat d'aquest projecte posa a l'abast dels interessats una antologia de 67 entrevistes enregistrades en vídeo que representen un tresor per a qualsevol estudiós tant de dialectologia balear com també d'etnologia, història oral i d'altres disciplines afines.

En el DVD hi trobam entrevistes enregistrades en vídeo amb la possibilitat d'activar subtítols tant en forma ortogràfica com també amb transcripcions fonètiques en API. Entre la totalitat d'entrevistes s'hi troben representades "a) totes les capitals insulars; b) totes les ciutats de més de 20.000 habitants autòctons (és a dir, no comptant-hi els immigrants, majoritàriament castellanoparlants); c) totes les localitats o àrees geogràfiques amb característiques dialectals específiques i singulars respecte al parlar

general de l'illa". Cada indret compta amb dues entrevistes, amb l'excepció de Palma (que en contribueix 9) i Manacor (amb 4). El conjunt s'arrodoneix amb entrevistes de l'illot lingüístic balear de Tàrbena en ple País Valencià. En efecte, el DVD publicat només és una antologia de tot el material recollit i ens mostra només la punta d'un iceberg d'un total de 67 vídeos enregistrats amb un total de ca. 100 hores d'entrevistes.¹

Fa poques dècades, aquest corpus impressionant hauria estat analitzat pels pocs experts immediatament involucrats en l'enregistrament per a desaparèixer després per sempre més en un arxiu. Gràcies a l'ús de les tecnologies modernes, tota aquesta riquesa documental està ara a l'abast de tothom. És un somni tornat realitat, ja començant pel preu: "El DVD-Rom pot ser copiat i distribuït lliurement dins l'àmbit universitari i científic", diu el text acompanyant. Més de 7 GB de material –i de franc!² A més, l'estructura d'arxius de DVD permet un "reverse engineering" en el sentit de que els elements components dels vídeos també es poden accedir independentment. Així, els subtítols de les entrevistes es troben també en sengles arxius ("transcripcions fonètiques", "VERSIONS ORTOGRÀFIQUES RTF") en format RTF i es poden, per tant, també consultar independentment dels vídeos.³

Els criteris del projecte han estat, dialectològicament parlant, conservadors. Tal com els autors subratllen, s'ha volgut arreplegar una col·lecció documental que fos explícitament geolingüística i no sociolingüística. Pel que fa a la tria dels informadors es pot dir, resumint, que s'han cercat els parlants més "autèntics", arrelats en la vida (i llengua) tradicional. Aquesta tendència es reflecteix netament en les seves professions que provenen quasi exclusivament de la vida rural i l'artesania tradicional.⁴ El material constitueix, per tant, un important aplec testimonial de la cultura material i

1 "Tant les còpies dels vídeos (en versió VHF o DVD) com les dels arxius de so les podeu demanar, al preu del cost que impliqui fer-les per part dels serveis tècnics corresponents, a aquesta adreça electrònica: jaume.corbera@uib.cat".

2 Si us interessa el DVD-ROM el podeu sol·licitar gratuïtament a la Càtedra Alcover-Moll-Villangómez: catedra.amv@uib.cat.

3 Malauradament, no s'ha inclòs en el DVD el font d'API necessari per a visualitzar les transcripcions fonètiques. Seria útil donar com a mínim una indicació, quin font s'hauria d'instal·lar i on es pot davallar d'internet. Una alternativa consistiria en afegir les transcripcions en PDF.

4 Entre les 184 persones entrevistades hi ha gent del camp, gent de mar, madones de casa, ferrers, fusters, barbers, forners, sabaters, picapedrers, miners, mestres escudellers, artesans diversos, empleats públics, tècnics superiors diversos, comerciants, polítics, ensenyants, capellans, monges, músics, una carnissera, una actriu, un impressor.

lingüística de les Balears de l'època pre-turística. La preferència de parlants de varietats arcaïques és tradicional en geolingüística i certament té la seva justificació, però té al mateix temps el desavantatge de donar una visió una mica distorsionada de la realitat. Perquè, vulguem-ho o no: la documentació representa un model lingüístic en vies de desaparició, la cultura arcaïca d'un món pre-industrial i pre-modern que, en la concentració presentada en el DVD, ja no caracteritza la vida ni de la part forana més profunda de les illes.

Les entrevistes són organitzades en forma de xerrades informals amb grups d'amics, coneguts o familiars en les quals els entrevistadors es mantenen al marge i només contribueixen les preguntes necessàries per mantenir el flux de la conversa. Aquí no trobam la situació del "gran antropòleg estranger entrevistant els indígenes" sinó la d'uns entrevistadors sensibles i ben integrats en la mateixa cultura que documenten. Sabem que el famós *observer's paradox* és ineludible per raons de principi; però els entrevistadors d'aquesta col·lecció han aconseguit de minimitzar-ne al màxim els efectes. Tots els que venim de fora (sigui de Barcelona com de Hannover) els hem d'agrair l'oportunitat de conèixer aquest món fascinant que a qualsevol foraster o estranger hauria certament resultat difícil o inclòs impossible de documentar amb la mateixa garantia d'autenticitat. La publicació de l'*Arxíu audiovisual* quasi obliga tots els futurs dialectòlegs d'endinsar-se primer en el riquíssim material que aquesta antologia forneix, abans d'anar a importar pobres pensionistes balears amb més entrevistes. El més probable és que ja no caldrà.

■ Hans-Ingo Radatz, Christian-Albrechts-Universität Kiel, Romanisches Seminar, D-24098 Kiel, <hradatz@arcor.de>.

■ Cécile Teissier: *Zum Schutz der Regionalsprachen im europäischen Frankreich. Rechtstatsachen und Rechtsprobleme*. Hamburg: Verlag Dr. Kovac, 2005 (Schriftenreihe Verfassungsrecht in Forschung und Praxis; 25). ISBN 3-8300-1818-5, XXXII + 438 S.

Vorliegende Studie ist eine gründliche und umfassende Arbeit zum Großthema Sprache und Recht und war zugleich eine in der Juristischen Fakultät der Leibniz-Universität Hannover im Jahre 2004 verteidigte Dissertation unter der Betreuung von Jörg-Detlef Kühne, Ordinarius für Verfassungsrecht und Verfassungsgeschichte. Schon gleich zu Beginn nennt

Cécile Teissier die Probleme Frankreichs mit Regionalsprachen beim Namen: Im Gegensatz zu vielen anderen europäischen Staaten werden in Frankreich Probleme des Schutzes von Regionalsprachen nicht als Probleme juristischer Natur gesehen. Die Mehrsprachigkeit eines Menschen verstößt dort landläufig gegen das Prinzip der einseitigen Pflege der französischen Sprache. Von einem französischen „Regionalsprachenrecht“ kann auch heute noch nicht die Rede sein. Davon ist natürlich im Süden nicht zuletzt das Katalanische betroffen.

In drei Teilen greift Verf. diese Fragen auf. Während sie zunächst die Sprachen als Objekt der französischen Rechtsordnung beschreibt, charakterisiert sie im zweiten Teil das Prinzip der französischen Sprache als Sprache der Republik, um im dritten resp. letzten Teil die Regionalsprachen im Schulrecht exemplarisch zu thematisieren. Nicht nur der Jurist, sondern auch der Linguist hat an der sehr tiefgreifenden Untersuchung seine Freude. Im Unterschied zu Gilles Despeux¹ zählt Cécile Teissier richtigerweise neun verschiedene Sprachen auf dem europäischen Staatsgebiet Frankreichs, nämlich Baskisch, Bretonisch, Elsässisch/Lothringer Platt (Deutsch), Flämisch, Frankoprovenzalisch, Katalanisch, Korsisch, die Öl-Sprachen und Okzitanisch. Außer Acht lässt sie dabei Arabisch, Berbère, Jyddisch, Romani Chib und Armenisch, die sich keinem besonderen Gebiet zuordnen lassen, wie auch die Sprachen der Überseegebiete [S. 6–7].

Der französische Gleichheitsgrundsatz aus Artikel 1 Satz 2 der Verfassung könnte in seinem traditionellen Verständnis einen Schutz der Regionalsprachen bewirken, sobald die rechtliche Anerkennung einer offiziellen Sprache mit einem rechtlich-positiven Status der Regionalsprachen verbunden wäre. Allerdings begründen die Regionalsprachen, die in der aktuellen französischen Rechtsordnung allein durch Abwehrrechte geschützt sind, im Hinblick auf staatliche Leistungen keine geschützte Rechtsposition. Der französische Staat erbringt Leistungen zugunsten der Regionalsprachen nicht aufgrund des Gleichheitsgrundsatzes, sondern auf freiwilliger Basis. In einer Entscheidung vom 1. April 1996 hatte der französische Conseil d'Etat konstatiert, dass Schüler, die eine Regionalsprache – hier Bretonisch – gelernt hatten, eine ungleiche Behandlung erführen. Sie dürften allerdings keine Verletzung des Gleichheitsgrundsatzes geltend machen, wenn sie keinen Abschluss in diesem Fach ablegen durften, weil

1 „Die Anwendung des völkerrechtlichen Minderheitenrechts in Frankreich“, Diss., in: *Schriften zum Internationalen und zum Öffentlichen Recht*, Frankfurt a. M. u.a. 1999, Rdrrn. 251ff.

die Erteilung des Unterrichts für die Fächer Geschichte und Geographie in bretonischer Sprache kein Recht der Schüler begründet habe, in dieser Sprache bei der Abschlussprüfung geprüft zu werden. Ebenfalls lehnte der Conseil d'Etat einen Verstoß gegen den Gleichheitsgrundsatz ab, als regionalsprachige Veröffentlichungen von staatlichen Subventionen ausgeschlossen wurden, die zugunsten der Presse vorgesehen waren. Nach aktuellem französischem Recht besteht zwar ein Recht auf Subventionen bei Veröffentlichungen in französischer Sprache, jedoch nicht für regionalsprachige Veröffentlichungen. Obwohl gerade die zweisprachig gestaltete Presse mit höheren Kosten konfrontiert ist, werden die Regionalsprachen geringer gewichtet; und dies mit der Begründung, weil nur beim Französischen und eben nicht bei den Regionalsprachen ein Verstoß gegen den Gleichheitsgrundsatz nicht vorliegen könne. Der Verf. ist in folgendem beizupflichten: „Wenn die Rechtsprechung des Verfassungsrates bislang kein regionalsprachliches Individualrecht des Bürgers über die Ausdrucksfreiheit begründet hat, so könnte doch der französische Gesetzgeber die Regionalsprachen schützen und fördern, und zwar gerade wegen seiner Beteuerung, dass Regionalsprachen ein schutz- und förderungswürdiges Kulturerbe seien“ [S. 162].

Das Herzstück der Arbeit ist die Betrachtung der Regionalsprachen im Schulrecht [S. 165–434]. Auch hier bringt Verf. eine Fülle von übersichtlichen Tabellen und aktuellem Zahlenmaterial. Sehr lesenswert ist auch der Teil über die Regionalsprachen in den sog. Vereinsschulen in Frankreich. Diese sind in Frankreich nach Maßgabe des französischen Vereinsgesetzes vom 1. Juli 1901 eingetragen worden. Sie begegnen uns insbesondere im spanischen Baskenland und in der Bretagne.

Lobenswert sind die Korrekturen und Verbesserungsvorschläge, mit denen Cécile Teissier ihre Arbeit beschließt. Dadurch soll der Schutz und die Förderung der französischen Regionalsprachen sowie die Rechtssicherheit und Gleichheit der Bürger gewährleistet werden. Mit Artikel 8 der europäischen Charta der Regional- oder Minderheitensprachen würde Frankreich dazu verpflichtet, ein Pflichtangebot der Regionalsprachen auf Nachfrage der Familien anzubieten, wobei die Zahl der Schüler als genügend groß angesehen werden muss. Das paritätisch und kontinuierlich zweisprachige Pflichtangebot auf Nachfrage über die gesamte Schulausbildung würde den französischen Staat dazu verpflichten, einen erheblichen Teil der Vorschulerziehung, des Primarschul- und des Sekundarschulunterrichts in den betreffenden Regionalsprachen anzubieten, wenn die Familien dies beantragten, wobei die Zahl der Schüler genügend groß

ist. Dies würde sich auch auf die Errichtung eines entsprechenden vollwertigen Lehrerstabs für die Regionalsprachen mit entsprechenden Lehramtsprüfungen und Karrieremöglichkeiten beziehen. Der Staat müsste verpflichtet werden, auch für die Grund- und Weiterbildung dieser Lehrerschaft zu sorgen.

Als Fazit bleibt, dass die französische Rechtsordnung ihre Möglichkeiten nicht ausschöpft. Frankreich macht ebenso wenig davon Gebrauch, die Regionalsprachen rechtlich auf irgendeine geeignete Weise zu berücksichtigen, etwa im Rahmen der Minderheitenrechte, der individuellen Rechte bzw. innerhalb der staatlichen Schutz- und Förderungspflichten. Der Verfassungsrat hatte in seiner Entscheidung vom 15. Juni 1999 die europäische Charta der Regional- oder Minderheitensprachen sogar für verfassungswidrig erklärt, weil sie Gruppen und Territorien sowie ein „unveräußerliches Recht auf Gebrauch einer Regional- oder Minderheitensprache im privaten und öffentlichen Leben“ anerkenne. Seitdem lehnt der französische Staat kategorisch seine rechtlichen Verpflichtungen zum Schutz und zur Förderung der Regionalsprachen ab.

Die Verf. bringt zuletzt auf den Punkt, dass es nicht eigentlich die französische Rechtsordnung, sondern die „jakobinischen Urängste“ sind, die die französische Unterrichtspolitik im Hinblick auf die Regionalsprachen steuern. Obwohl die demokratisch gewählten Vertreter der Republik seit mehr als 50 Jahren immer wieder ihren Willen bekundeten, die Regionalsprachen als Teil des französischen Kulturerbes schützen und fördern zu wollen, läuft die Politik zweigleisig, d. h. nach außen die Beteuerung des Förderungs- und Schutzwillens und nach innen die Weigerung, gestützt auf diese „jakobinischen Urängste“, die Einheit der Republik zu zerstören. Zur Aufrechterhaltung dieser Zweigleisigkeit benutzt man juristische Scheinewände, die die Arbeit von Cécile Teissier sehr deutlich entlarvt. Sie kommt sogar zum Ergebnis, dass Frankreich als einziger dezentralisierter Einheitsstaat in der Europäischen Union durch die vorgeschlagenen und anstehenden Maßnahmen nicht gefährdet würde, sondern es sogar ganz im Gegenteil seinen europäischen Partnern den Beweis seiner Tauglichkeit als moderne Staatsorganisationsform erbringen könnte [S. 433–434]. ■

■ Thomas Gergen, Universität des Saarlandes, FB Recht, Geb. B4 1,
D-66041 Saarbrücken, <th.gergen@gmx.de>.

- Walther L. Bernecker / Torsten Eßer / Peter A. Kraus: *Eine kleine Geschichte Kataloniens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2007 (suhrkamp taschenbuch; 3879). ISBN 978-3-518-45879-2. 346 S.

Engrescades, segurament, per la participació catalana a la Fira de Frankfurt de 2007, algunes editorials alemanyes han publicat volums sobre Catalunya i la seva història, com aquesta que aquí ressenyem. És obra de tres autors; els dos primers fan un repàs històric: des dels orígens fins a 1975, a càrrec de Walther L. Bernecker (“Katalonien: von der Entstehung bis zum Ende des Franquismus”), i des de 1975 fins gairebé ara mateix (2006), a càrrec de Peter A. Kraus (“Katalonien im demokratischen Spanien”). El tercer, Torsten Eßer, fa una presentació de la cultura catalana (“Jordi gegen Goliath – 1000 Jahre Kampf um die katalanische Kultur und Sprache”). Lògicament, el primer té més pàgines adjudicades que el segon que, potser no tan lògicament, en té més que el tercer. El repartiment cronològic dels dos primers també és un repartiment temàtic: més interessat en els fets històrics el primer, més centrat en l’anàlisi política el segon. Això correspon assenyadament al diferent coneixement que el lector de llengua alemanya pot tenir de la història: familiaritzat potser amb la Transició, és possible que ignori el *Mittelmeerreich* del s. XIII. En el seu repàs, Bernecker fa servir la terminologia tradicional (“Sezessionskrieg”, “Protektionismus”) però no ignora els matisos que s’hi han fet posteriorment, com per exemple, en la línia de Fontana, mostrar l’oposició proteccionisme–lliurecanvisme com un enfrontament industrialisme–agrariisme (66). En un espai tan reduït, l’autor ha de prendre decisions: la història del segle XIX–XX és, sobretot, història del moviment obrer (78–91); la del franquisme és, de fet, història de “Repression” i “Widerstände” (135 i 141). Però les línies generals hi queden ben esbossades.

La part de Kraus és, principalment, una anàlisi de la Constitució del 78 (“Verfassung” (154), però no podria ser una altra *Grundgesetz*?); la discussió a estones és força tècnica: la comparació amb el model alemany (184) podria ajudar. L’autor analitza el pes dels partits polítics i el paper que van jugar a la transició (potser caldria atribuir un paper més important al PSUC que no pas al PSC en la “Fusion (...) der urbanen katalanischen Mittelschichten und der immigrierten Arbeiterschaft” (157)). S’estudien les inconcrecions de la Constitució (162); les seves derivacions, com l’Estatut de Sau i els seus “Kompetenzkonflikte” (168), i la paradoxa d’haver donat a d’altres autonomies un model que a Catalunya li venia estreta (173); hi ha també espai per comentar la reforma de 2006, especialment en el que refe-

reix a la política lingüística (208). Previsiblement, aquesta ocupa un espai important (210 i ss.): els estereotips que s'han estès per la premsa alemanya (214); els problemes produïts pel predomini d'emigrants a l'escola pública (222), el *Pflicht* del coneixement del català segons el nou estatut de 2006 (238) i la consciència per evitar que moviments d'aquesta mena caiguin en "Folklore und Chauvinismus" (246).

Eßer comença amb una mena de represa de *Les formes de la vida catalana*, i en defineix alguns trets: llengua, "ein Anhängsel Nordeuropas", "Dialogbereitschaft", "Zivilgesellschaft" (253), però això no l'impedeix d'incloure, en la cultura catalana, "spanischerschreibende oder -singende Künstler" (254), denunciant així la identificació que una nació només pugui tenir una literatura i una llengua nacionals, "eine unglückliche, literarisch nicht fundierte [...] Zuordnung" (255). Aquesta perspectiva oberta li permet citar novel·les d'E. Mendoza (281, però la data correcta de *La ciudad de los prodigios* és 1986) o J. Marsé (308) (tot i que no li evita alguna relliscada, com anomenar "Cançons negres" les *Canciones negras* de Montsalvatge (305)). Igualment oberta és la perspectiva cultural, que inclou, a més de la literatura escrita (amb un seguiment atent d'èpoques i moviments), manifestacions populars, literàries o no (castells, havaneres...) (283). L'autor està ben informat: té present la diversitat dels països de parla catalana (amb alguna exageració, com parlar del "katalanische Geschlecht der Borja" (270)) i, per exemple, sap (millor que alguns dels nostres manuals) el títol correcte de l'oda *La pàtria*, d'Arribau (279). Al final proposa un cànon dels autors actuals més rellevants amb força encert (tot i ser discutible situar Narcís Comadira en el "Wiederaufbau" del teatre (316)).

En una obra d'aquesta mena, són inevitables, d'una banda, els buits i, de l'altra, les superposicions i, paral·lelament, les incoherències. No són, en aquest cas, massa estridents. Així, l'"enormer wirtschaftlicher Aufschwung" del s. XIX (277) resulta més matisada en la primera part, on es tenen en compte les dificultats: Cuba, lliurecanvisme, etc. (66). La normalització lingüística se situa erròniament al segle XIX (72) i encertadament al XX (292). Pel que fa al catalanisme del XIX, té una "breit[e]" base social (94), o roman "auf einen Kreis bürgerlicher Eliten beschränkt" (199), o és "eine Frage des Bürgertums und der Intellektuellen" (292); de tota manera, tot tres autors segueixen aquí essencialment les tesis de Balcells i Termes, i no consideren hipòtesis alternatives, com les de Marfany. Entre els buits, potser el més sorprenent, tot i que explicable en una obra on l'urbanisme ocupa poc lloc, és el pes de Barcelona: s'esmenta de passada l'enderrocament de les muralles (80) i el modernisme de l'Eixample (281, 297) però no es consi-

dera el seu paper com a catalitzador del catalanisme en les seves successives ampliacions (Exposicions Universals, plans Cerdà i Jaussely, construcció de la Diagonal, obertura al mar, etc.). D'altra banda, no estic segur que l'entrada de l'exèrcit al 1939 es pugui denominar amb un terme tan històricament marcat com "Besetzung" (135): ho va ser l'entrada a València? O a Madrid? Alguns detalls a corregir: la Mancomunitat no tenia competències d'"öffentliche Ordnung" (104); les eleccions de 1901 no són per al "barcelonesische Parlament" (292) i em sembla que la xifra "1,5 Millionen Menschen" per a la manifestació de 1977 ja no se la creu ningú (314). Pel que fa a la bibliografia, potser hi ha manuals de literatura més complets que el de Glòria Casals *et al.* de 1982 (255, 265, 273), i estudis més actuals que el de Víctor Alba de 1975 (no 1965, com s'indica a la p. 327).

En resum, doncs, un llibre ben treballat, força informat i prou coherent tot i la seva autoria col·lectiva. Una bona introducció a la història de Catalunya i a la seva cultura.

- Lluís Quintana Trias, Universitat Autònoma de Barcelona, Facultat de Ciències de l'Educació, Edifici G5, Campus de la UAB, E-08193 Bellaterra, <Lluís.Quintana@uab.cat>.

- Michael Ebmeyer: *Gebrauchsanweisung für Katalonien*. München: Piper, 2007. ISBN 978-3-492-27553-8. 179 S.

Unter dem augenzwinkernden Titel „Gebrauchsanweisung“ führt der Piper-Verlag einen „Verlagsbereich“, der 2003 bereits Spanien (Paul Ingendaay) und 2005 Barcelona (Merten Worthmann) zum Gegenstand hatte. Das Format lässt den Autoren große Freiheit, von der Auswahl der Aspekte bis zum Stil; die Bücher wollen weniger praktische Tipps und einführende Informationen liefern, als vielmehr, wie der Gebrauch von Ironie bei Ingendaay und Worthmann deutlich macht, an den Standpunkt des Lesers appellieren, der seine bereits gemachten Erfahrungen mit dem Dargestellten kontrastieren soll und hier Anregungen für eine Neuentdeckung finden kann.

Zwischen Ingendaays Fokussierung auf Madrid und Worthmanns multikulturellem Barcelona hat der Journalist Michael Ebmeyer seine „Gebrauchsanweisung für Katalonien“ an der Nationalfrage ausgerichtet. Er kennt katalanisch-nationalistische Positionen aus eigener Anschauung und will ihnen im Licht der Geschichte mit ein wenig List und vielen pragma-

tischen Argumenten Gehör verschaffen. Dies ist durchaus begrüßenswert, da die Sympathien für Katalonien bei den Deutschen in der Regel dann enden, wenn der Verdacht auf Kleinstaaterei aufkommt oder wenn eine konsequent umgesetzte Kultur- und Sprachpolitik deutlich macht, dass die meisten Katalanen mehr wollen als nur ihr Beet im europäischen Garten der Regionen zu bestellen.

Ebmeyer greift auf, worüber sich durchschnittlich informierte Zeitgenossen wundern, etwa die „Catalonia is not Spain“-Transparente bei Fernsehübertragungen, und gibt Ärger und Fragen Platz. Er klappert Katalonienklischees und Nationalsymbole ab und umkreist auf diese Weise den Typus des stolzen Katalanen, der nur aufgrund von historischem Unrecht gelegentlich etwas eigen und stur ist und der nun seine demokratisch verbrieften Rechte ausschöpft. Er schildert Gründungsmythen, Schlachten und andere Wechselfälle der Geschichte stets lebendig, indem er sie auf seine Beobachtungen bezieht, und fasst die Geschichte des Landes für den interessierten Laien anschaulich und unterhaltsam zusammen, wobei sich die wohl unvermeidlichen Verkürzungen im Rahmen halten: So ist „Pseudoregierung“ als Synonym für die Mancomunitat sicher nicht sehr glücklich gewählt.

Dabei setzt Ebmeyer immer wieder Spitzen gegen Politiker und Ideologen, denen er vorwirft, nationale Identität nach ihrer persönlichen Agenda zu gestalten bzw. ihren parteipolitischen Interessen unterzuordnen. Folgen tut er diesen Argumenten allerdings selbst, insofern er die Selbstständigkeit von Anbeginn bis heute als Motor und Ziel der historischen Entwicklung in Katalonien darstellt. Gemäß einem eindimensionalen nationalistischen Geschichtsverständnis kämmt er Geschichte diese Linie entlang, obwohl doch wahrlich nicht alles in Katalonien an der nationalen Frage hängt. Bürgerkrieg und Franco-Diktatur werden nicht als Ergebnis der Verschärfung sozialer Gegensätze, sondern im Licht der Unterdrückung Kataloniens betrachtet: hier das demokratische Katalonien, dort „Francos Invasionsheer“ und die „spanischen Kommunisten“. Eine Auseinandersetzung beispielsweise unter dem Blickwinkel der tiefgreifenden sozialen Modernisierungsschübe, die das heutige Katalonien erst hervorgebracht haben, wäre der Komplexität des Gegenstandes sowohl in der historischen Dimension als auch auf die Gegenwart bezogen gerechter geworden.

Wer es gern differenzierter mag, der kommt bei den erfrischenden und authentischen Zitaten und Portraits von Zeitgenossen auf seine Kosten: Ein Kapitel etwa schildert einen jungen katalanischen Nationalisten, der

perplex ist, dass ihm für seine Ansichten im Ausland Unverständnis statt Solidarität entgegenschlägt. In einer anderen Passage bekennt sich der Sohn andalusischer Einwanderer zu seiner so komplexen wie selbstverständlichen Mehrfachidentität. Eine politisch immer noch engagierte, aber nicht mehr radikale Winzerin aus dem Priorat zeichnet ein selbstreflexives und ganz und gar nicht larmoyantes Bild von einem Katalonien, das für sie mit einigem Erfolg gegen den Strom der Globalisierung schwimmt. Diese Zeugnisse fügen sich in ihrer Unterschiedlichkeit zu einem in jeder Hinsicht aufschlussreichen journalistischen Text, der, ohne Partei zu ergreifen, eindringlich über das heutige Katalonien informiert.

Auch wenn es dem ersten Teil gut getan hätte, über die rein nationale Perspektive hinaus zu weisen, iest er sich mit Gewinn. Eine lohnende Lektüre ist Ebmeyers „Gebrauchsanweisung für Katalonien“ allemal, vor allem aufgrund des Genusses und der Einsichten, welche die ausgezeichnet recherchierten und präsentierten Portraits von Katalanen im zweiten Teil bereit halten.

■ Ferran Ferrando Melià, Instituto Cervantes, Bryggargatan 12A, S-11121 Stockholm, <directoc@cervantes.es>.

■ **Associació Catalana d'Història del Dret "Jaume de Montjuïc" (ed.): *El Dret Comú i Catalunya (Actes del XI Simposi Internacional Barcelona, 20–22 maig de 2004)*. Barcelona: Associació Catalana d'Història del Dret "Jaume de Montjuïc", 2005 (Col·lecció Efímera; 2). ISBN 84-932082-1-3. 727 S.**

Katalanisch und Lateinisch als Gesetzessprachen werden in den wichtigen Beiträgen des Herausgebers Aquilino Iglesia Ferreirós thematisiert und leisten insoweit einen essentiellen Beitrag zur Erforschung des Zusammenhangs zwischen Sprache und Recht. Neben allgemeinen Beiträgen zur Kodifikationsidee, insbesondere in Katalonien und València,¹ stellt Iglesia

1 Im Einzelnen sind dies: Aquilino Iglesia Ferreirós: „De la redacción del derecho a su codificación: la experiencia hispana“; Francisco Luis Pacheco Caballero: „El proceso recopilatorio catalán. Algunas cuestiones“; Enrique Álvarez Cora: „El método de la recopilación en el derecho del Reino de Valencia“; Marta Bueno Salinas: „El Derecho del rey en las compilaciones catalanas“; Oriol Oleart i Piqué: „Del volum I al volum III. La ubicació de la normativa dels greuges a la compilació catalana (segles XV–XVIII)“; Max Turull i Rubinat: „Del Codex a la compilación. La inclusión y la ordenación de legislación en las recopilaciones catalanas (ss. XV–XVIII): de CJ 4, 61–62 a CYADC I,4“.

Ferreirós leridanische Redaktionen von Gesetzen zusammen, die im so genannten „Llibre verd petit“ zu finden sind. Dieses Buch befindet sich im Stadtarchiv von Lleida. Zur Rezeption hält er folgendes Hauptergebnis fest:

Si resumimos los resultados puede señalarse que a lo largo de la historia los *usatges* han ido aumentando su número. En unos casos, se han formado colecciones independientes de las redacciones de los *Usatges* que corrían, colecciones que o se atribuían a una reunión celebrada bajo Ramón Berenguer I en Barcelona haciendo formar parte este capitulado de aquel aprobado en una reunión de paz y tregua² o bien se identificaban como unos *usatges* de Ramón Berenguer I que no habían alcanzado a ser glosados o bien se identificaban con unos estatutos o *usatges* dados por el conde Ramón Berenguer o bien se incluían en una anónima colección que parecía recoger costumbres existentes en Lérida o bien se incorporaban sin más dentro de alguna redacción de los *usatges*. (S. 430)

In seinem Aufsatz über katalanische Kompilationen konstatiert der Verfasser über den Zweck der Kompilation in lateinischer und katalanischer Sprache folgendes:

La finalidad que se pretendía alcanzar con la publicación de una compilación era establecer un texto original, oficialmente reconocido como tal, tanto en latín como en catalán, quedando así sin valor las antiguas copias –incluso los originales si existían todavía– que circulaban hasta este momento.

Si, simplificando al máximo, desde un punto de vista diplomático original es el texto escrito donde por vez primera se expresa un pensamiento, la intervención del derecho modifica este planteamiento. Original es el texto declarado tal por el derecho. Por esta razón, el derecho puede reconocer varios originales y puede así mismo dar el mismo valor del original a una copia autenticada. Mientras no se reconozca como original un texto escrito, éste circula como una minuta que sólo alcanzará su condición de original o copia autenticada cuando le sea reconocida esta condición por quien pueda reconocérsela, algo especialmente necesario en el caso de la traducción catalana de la antigua tradición jurídica. (S. 598–599)

II,4; III, 4 et al.“; CJ bedeutet hier „Código de Justiniano“, CYADC „Constitucions i altres drets de Catalunya“.

- 2 Zum Zusammenhang zwischen *Pax et Treuga Dei* und den *Usatges* vgl. Thomas Gergen: „Le vocabulaire de la protection juridique des ‘cercles de paix’ en Catalogne et en France (Xe – XIIIe siècles), in: *Revista de Llengua i Dret* 43 (2005), 117–128; ders.: „Paix éternelle et paix temporelle: Tradition de la paix et de la trêve de Dieu dans les compilations du droit coutumier territorial“, in: *Cahiers de Civilisation Médiévale* 45 (2002), 165–172; ders.: „*Pau e treva de nostre Senyor* in den *Usatges de Barcelona*: Frieden durch rhetorische Formeln?“, in: C.-D. Pusch (Hg.): *Katalanisch in Geschichte und Gegenwart* (De Lingulis; 1), Tübingen 2001, 65–76; ders.: „Texttradition der *Usatges* de Barcelona am Beispiel von *pau e treva* und den *XXX passes (sagreres)* der katalanischen Friedenskonzilien“, in: S. Grosse / A. Schönberger (Hg.): *Dulce et decorum est philologiam colere. Festschrift für D. Briesemeister zu seinem 65. Geburtstag*, Berlin 1999, Bd. I, 257–277.

Erwähnenswert ist die Verfestigung des Katalanischen als Rechtssprache im 15. und 16. Jahrhundert; dies zeigt Iglesia Ferreirós anhand der gebildesten Beschlüsse der Stände (*cortes*):

A partir de 1412 los acuerdos aprobados en Cortes se redactan en catalán y, poco a poco, las compilaciones comienzan a incorporar textos en catalán junto a textos en latín. La mejor prueba de esta transición es el *ms. E 2* que incorpora los acuerdos de las Cortes de Barcelona de Fernando I unos en catalán –la mayoría– y otros, todavía, en latín. Con el transcurso del tiempo, los textos en catalán fueron aumentando y, de esta manera, en 1588–89 el texto aceptado oficialmente fue un texto en catalán. (S. 633)

Insgesamt handelt es sich um eine informative Zusammenstellung weiterführender Beiträge zur Kodifikation des Rechts vor allem in Katalonien. Damit ergänzt die Reihe „El dret comú i Catalunya“ die bislang vorliegenden Aufsätze aus der *Revista Catalana d'Història del Dret*, die seit 1996 regelmäßig erscheint.

■ Thomas Gergen, Universität des Saarlandes, FB Recht, Geb. B4 1,
D-66041 Saarbrücken, <th.gergen@gmx.de>.

■ Josep Serrano Daura (ed.): *Catalunya i Espanya: Vint-i-cinc anys de l'Estatut d'Autonomia. Actes de la 7ena Jornada d'Estudis Locals (Bot, 2004)*. Bot (Terra Alta): Ajuntament de Bot, 2005.
ISBN 84-606-3862-6. 144 S.

La situació del català també és una qüestió que s'ha tractat força en els darrers mesos arrel del procés de ratificació del nou tractat. De fet, el nou tractat possibilita la traducció del text en una llengua oficial de l'Estat i que l'Estat n'atorgui una còpia certificada a les institucions europees. Aquesta possibilitat queda recollida a l'article IV-448 titulat “Textos autèntics i traduccions”. D'aquesta manera, el text és conforme a la voluntat de protegir la diversitat cultural i lingüística de la Unió, tal i com s'indica en l'article I-3 del Tractat. (S. 128)

Manel Laporta Grau, von dem dieses Zitat stammt, weist in seinem Aufsatz „Catalunya i la Unió Europea: reptes de futur“ auf den Status der Regionalsprache Katalanisch hin, das mehr Sprecher hat als solche Sprachen, die zu den Amtssprachen der EU gehören.¹ Die katalanisch spre-

1 Zum Thema Nation und Sprache siehe Thomas Gergen: *Sprachengesetzgebung in Katalonien – Die Debatte um die Llei de Política Lingüística vom 7. Januar 1998*, Tübingen: Niemeyer, 2000 (Beihefte zur Zeitschrift für Romanische Philologie; 302).

chenden Bürger der EU spüren indes, dass das Katalanische keine Amts- bzw. Vertragssprache ist; konkret macht sich dies daran fest, dass keine Petitionen im Europäischen Parlament bzw. beim Ombudsmann oder bei anderen Institutionen auf Katalanisch erlaubt sind. Wahrscheinlich – so Laporta Grau – hat das Katalanische auch als Arbeitssprache in der EU keine Chance. Der Autor legt großen Wert auf die Neuverhandlung des katalanischen Autonomiestatuts:

Catalunya té en aquests moments un repte en marxa que és el del procés de reforma de l'Estatut d'Autonomia, la seva norma institucional bàsica. Aquest procés coincideix en el temps amb aquest procés constitucional europeu que, tot i que diferents, tenen punts en comú. Així, ambdós processos s'han endegat per tal de posar al dia els marcs jurídics de funcionament de les seves realitats respectives, intentant alhora, apropar al màxim el procés als ciutadans.

Dann fährt er fort an derselben Stelle:

El tractat pel qual s'estableix una Constitució europea tracta grans reptes que Catalunya haurà d'afrontar en els propers anys. Tal i com hem comentat, des de l'ampliació o la immigració fins al seu paper actiu en la Unió Europea. En tot cas, el text sortint de la Convenció Europea ha estat un text consensuat, en el que les parts han hagut de cedir i que ha permès, no sense dificultats, albirar un nou futur per Europa amb avanços més significatius en alguns camps que en d'altres, però en tot cas, amb avanços cap al futur. (S. 129–130)

Der Band untersucht nicht nur die letzten 25 Jahre des Autonomiestatuts, sondern greift weit in die Geschichte Kataloniens hinein: Albert Estrada-Rius macht die Selbstverwaltung und Selbstregierung Kataloniens an der „Deputació“ und ihrer Verselbstständigung im 15. Jahrhundert fest („Algunes acotacions a l'entorn de la Deputació del General de Catalunya“). Das Kommunalrecht Kataloniens seit dem Spätmittelalter bis heute zeichnet Jesús Fernández-Viladrich nach („Hacia una caracterización conceptual del Derecho Municipal catalán. Desde los inicios del período del movimiento recopilador hasta nuestros días“).

Montserrat Nebrera González webt den Zusammenhang zwischen Katalonien, Spanien und Europa im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts mit „Catalunya, Espanya, Europa: estat de la qüestió en el darrer quart de segle“.

Der Tagungsband aus Bot zeigt insgesamt, dass man sich nicht nur auf lokaler Ebene mit der Genese und Zukunft des katalanischen Autonomiestatuts beschäftigt. Die Diskussion darüber fand bzw. findet sowohl in

Spanien als auch im Ausland statt. Dies beweist zum Beispiel der Aufsatz von Leo Wieland in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 19. Mai 2006 mit dem Titel „Jede Region eine Nation? Das spanische Mosaik und die katalanische Krise“.²

- Thomas Gergen, Universität des Saarlandes, FB Recht, Geb. B4 1, D-66041 Saarbrücken, <th.gergen@gmx.de>.

2 Nr. 116, S. 12. – Zur Sprachenregelung Thomas Gergen: „La genèse de la loi catalane de politique linguistique du 7 janvier 1998 – Modèle pour la législation linguistique dans la Communauté Européenne“, in: *Revista de Llengua i Dret* 34 (2000), 103–116.